Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 10 Leipzig, den 3. März 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Aussendung der Jünger: 1 — Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus: Artikel 9: Der göttliche Gewißheitsgrund des Heilsglaubens; Artikel 10: Die Heilsurkunde — Vives, ein pädagogischer und sozialer Reformator der Reformationszeit: 1. Sein Lebensgang — Charles Haddon Spurgeon — Zum Kampf um das preußische Volksschulgesetz: 1. Endweder — Oder? 2. Der Dissidentenparagraph und die Geistlichen der evangelischen Landeskirche; 3. Noch einmal der Dissidentenparagraph; 4 Zu § 18. Aus Nassau; 5. Die Privatschule; 6. Eine Aufgabe — Anzeigen.

Die Aussendung der Jünger

Es ist eine sichre Ueberlieferung, daß Jesus den Verkehr mit seinen zwölf Jüngern einmal unterbrochen und sie je zwei und zwei ausgesandt hat, das Evangelium vom Gottesreich zu verkündigen (Matth. 10, 5—16. Mark. 6, 7—13. Luk. 9, 1—6).

Diese Thatsache bedarf einer Erklärung. Warum sandte Jesus seine Jünger aus?

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß er einen erzieherischen Zweck damit verfolgte, nämlich den, die Unerfahrnen, Unselbstständigen an die besondre Aufgabe ihres Berufs zu gewöhnen und sie dafür vorzubilden. Daß Jesus wünschte, die Aussendung möchte für die Jünger einen nachhaltigen Segen haben, das werden wir von vornherein annehmen dürfen, wir werden uns sogar klarmachen können, worin er ruhte; aber fragen wir unsre Evangelien, so deutet nichts darauf hin, daß dies der ausdrückliche Zweck der Jüngeraussendung gewesen sei. Vielmehr wollte Jesus wirklich dadurch eine Unterstützung in seinem Beruf haben. Worin sollte diese bestehen? Sollten die Jünger durch ihr persönliches Zeugnis die Aufmerksamkeit weitrer Kreise auf Jesus lenken? Wir lesen nur zu oft, daß sich der Herr vor dem Andrang des Volkes, das aus allen Teilen des Landes ihm zuströmte, nicht retten konnte, daß er sogar nach Kräften dem Zudrang wehrte und ihm sich entzog (Mark. 1, 35 ff. 43 ff. 3, 7 ff. 20. 5, 43). Die aufreibende Arbeit drohte ihm über die Kräfte zu gehen. Gewiß nicht einmal nur geschah es, daß er nicht Zeit fand, zu essen (Mark. 3, 20. 6, 31). Was ihn aber seufzen und nach Hilfe ausschauen ließ, war nicht diese Last der Arbeit, sondern der Schmerz, mit der eignen Kraft allein nicht weit genug reichen zu können. Der Blick auf das elende, verwahrloste, trostlose Volk schnitt ihm ins Herz, wie gemißhandelte und schutzlose Schafe erschienen sie ihm, die Tausende, die ihn umdrängten. Wer zu ihm kam, dem konnte er ja wohl helfen, den erreichte doch der Trost seines Wortes und der liebevolle Blick seines Auges, aber hinter diesen Massen standen andre, die nicht kamen, die vielleicht festgehalten wurden durch häusliche Sorge, oder gar, mißtrauisch gemacht durch der Pharisäer verleumderische Rede, keinerlei Sehnsucht nach ihm empfanden. Denn unheimliche Gerüchte, als sei er wahnsinnig, liefen umher (Mark. 3, 21), und die Schriftgelehrten hatten noch üblern Verdacht lebendig gemacht (Mark. 3, 22). Dazu war Jesus tief durchdrungen von dem Pflichtgefühl, dem ganzen Volk das Heil verkündigen zu müssen (Mark. 1, 38). Hatte er Gehilfen, zogen seine Jünger aus, dann wurde ihm eine doppelte Last von der Seele genommen, das Gefühl des Helfenwollens und Helfenmüssens und doch nicht Helfenkönnens.

Endlich konnte die Verkündigung der Jünger nur klärend auf die ganze Lage wirken. Jene unvermeidliche Spaltung im Volke konnte nur beschleunigt werden. Das Zeugnis der Jünger mußte die Wundersüchtigen fernhalten, die wahrhaft hilfsbedürftigen Seelen dagegen mit dem Mut erfüllen, den Herrn selbst aufzusuchen. Denn worin bestand wohl die Predigt der Jünger? Vom Gottesreich zu reden, wie Jesus selbst, dazu waren sie nicht imstande. Dazu waren sie selbst noch viel zu viel in Unklarheit und Vorurteil befangen, dazu fehlten ihnen gänzlich die großen, durchschlagenden Gesichtspunkte, und die Kraft der Darstellung, die Feinheit und Ruhe im Ausdruck, die Jesu Predigt auszeichnet, setzten eine Beherrschung der zu verkündenden Wahrheit voraus, an die bei den Jüngern nicht zu denken war. Was andres konnte der Inhalt ihrer Predigt sein, als Jesus Christus selbst? Wenn sie in einem Dorfe oder Städtchen Aufnahme gefunden hatten, und am Abend, nach der Sitte der Zeit, sich um die Fremdlinge neugierig das Volk lagerte, um ihren Erzählungen zu lauschen, wovon konnten sie anders reden, als von ihm, den sie liebten, dessen Gestalt sie fortgesetzt begleitete? Sie reden von seiner unermeßlichen Liebe und Güte, aber auch von seinem tiefen Ernst, von seinen Wundern, die alle erstaunen machen: aber er heilt doch nur, wer an ihn glaubte. Sie erzählen, was er ihnen gesagt, befohlen, von ihnen gefordert, ihnen verheißen hat; wie er mit den Armen so mild, mit den Zöllnern so freundlich, mit den Pharisäern so ernst sei. Sie können sich nicht erschöpfen in dem Lobe seiner unvergleichlichen Liebe und Herzensreinheit, und in der Versicherung, daß sie ihn nie, nie wieder verlassen könnten!

Was sie gehört und gesehen haben, davon zeugen sie. Ihr Meister legt ihnen kein festgedrechseltes Bekenntnis in den Mund, so sollt ihr reden und zeugen. Er überläßt ihnen in einer großartigen Sorglosigkeit, was sie sagen wollen, er giebt ihnen Freiheit, während er sonst so vieles andre bis ins kleinste hinein vorschreibt. Nur die Nähe des Gottesreichs sollen sie verkünden, wie Johannes der Täufer, wie Jesus selbst gepredigt hatte. Aber in der Jünger Munde mußte diese Predigt zu einem Zeugnis von Christo werden. Nicht als ob sie schon seine Messianität bekannt hätten, vielleicht nannten sie ihn nur einen Propheten; aber die Wärme, die Ueberzeugung, mit der sie für ihren Meister eintraten, das machte den Wert ihrer Worte aus. Das mußte doch auf jedes fromme Gemüt einen Eindruck machen, das mußte die Zweifelnden befestigen, die Gleichgiltigen anregen, die Verhärteten zum Widerspruch reizen. Auf jeden Fall führte diese Jüngerpredigt Christi Sache einen Schritt vorwärts, der Entscheidung näher.

Es ist ein unverkennbares Zeichen von Christi aufrichtigem Ernst und selbstloser Demut, daß er sich diese Männer als Mitarbeiter gefallen läßt. Wie weit verbreitet ist doch der Trieb unter den Menschen, das Wichtigste selbst machen zu wollen. Wie viele Arbeit bleibt ungethan, die dringend auf Erfüllung wartet, weil der Hochmut alles selbst, andre nichts will machen lassen. Christus wußte genau, wie mangelhaft die Kraft und Erkenntnis, wie ungeübt das Geschick und die Welt-

erfahrung seiner Jünger war, aber er schickt sie aus, unbedenklich; sie treu beratend, schickt er sie. Er will nicht alles selbst thun. Es ist ihm viel zu heiliger Ernst mit dem, was gottgewollte Pflicht ist, als daß er nicht die Arbeiter, die ihm sein Vater zur Seite gestellt hat, sollte zur Arbeit kommen lassen. Umsonst war auch die Aussendung nicht. Es kamen doch viele, von fern her, offenbar der Jünger Anregung folgend (Mark. 6, 31). Sie erkannten ihre lieben Gäste und Prediger wieder in der Gefolgschaft Jesu (V. 33).

Von nachhaltigem Segen mußte aber doch die Aussendung für die Jünger selbst gewesen sein. Hatte unser Herr sie auch nicht mit besondrer erzieherischer Absicht ausgesandt: daß diese Wochen selbständiger Thätigkeit ihnen von innerm Gewinn bleiben sollten, das wünschte Jesus nicht allein, sondern dazu that er auch allen Ernstes das Seine. Das Volk umdrängt ihn wieder, als die Jünger müde, abgespannt, aber die Herzen voll von Eindrücken und mannigfachen Erfahrungen, zurückkehren. Rücksichtsvoll und sorglich will der Herr ihnen eine Erholung verschaffen in der Einsamkeit; er will sie selbst dahin begleiten. So fahren sie über den See nach einem wüsten Ort. Dort sollen alle Erlebnisse durchgesprochen, alle aufgetauchten Fragen beantwortet werden. Freilich macht die Menge den schönen Plan zu nichte. Sie eilt, da sie den Herrn mit seinen Jüngern abfahren sieht, ans andre Ufer voraus und kommt noch eher als die Schiffer. Vielleicht haben diese, in tiefe Gespräche versunken, die Ruder oft ruhen lassen oder nur leise die Fluten berührt. Diese wenigen Stunden des gemeinsamen Alleinseins sollten ausgenutzt und ausgedehnt werden, so viel es ging.

Welche Wirkung mußte es aber auch auf die Jünger gethan haben, nun einmal selbständig vor der Oeffentlichkeit, wenn auch nur in engem familienhaften Kreis, von ihrem Meister zeugen zu dürfen! Bisher waren sie immer die Empfangenden gewesen, nun sollten, durften sie geben. Lehrend lernen wir, lernen auch sie. Indem sie ihres Meisters Person und Art schildern, fern von ihm selbst, unbeobachtet von seinem Blick, bemächtigen sie sich seiner heiligen Gestalt nur um so entschiedner. Indem sie andre für ihn gewinnen wollen, tritt ihnen das Eigentümliche, Großartige seines Wesens erst recht ins Bewußtsein; indem sie andern Rechenschaft geben müssen, tauchen ihnen selbst neue Fragen auf; entfernt von ihm lernen sie den Wert seines täglichen Umgangs erst recht schätzen. Sie sind gezwungen, entschieden für ihn einzutreten, allen Zweifeln und Verdächtigungen gegenüber. Dadurch wird ihre Liebe nur brennender. Das wird ihnen freilich auch klarer als je geworden sein, daß ihr Beruf ernst und verantwortungsreich war.

Gestärkt, befestigt, ermutigt und erfrischt kehren die Jünger zum Herrn zurück. Sie sind angestrengt, erregt, erschöpft, das ist begreiflich, aber das schließt nicht eine innre Erfrischung aus. Müde und matt kehrt der Bergsteiger abends in der Herberge ein, aber das Herz ist frisch und den Geist beleben neue Eindrücke.

Es war ein bedeutungsvoller Abschnitt in ihrem Leben, als der Herr sie aussandte. Es war ihr erstes öffentliches Zeugnis für den Meister. In dem: Gehet hin! liegt die Probe auf das: Folget mir nach!

Das Verwunderlichste an dem Aussendungsbericht ist aber die sonderbare Ausrüstung und die eigentümlichen Verhaltungsmaßregeln, die Jesus seinen Jüngern giebt. Es berührt uns an Christus fremd, ihn um kleinliche Dinge, wie Wanderstab und Reiserock sich bekümmern zu sehen; ja nach den Bedürfnissen unsrer Zeit erscheint die Forderung an die Jünger, so ganz vom Nötigsten entblößt die Reise anzutreten, unverständig. Aber wir müssen die Einfachheit des damaligen Lebens, die Sitte des Reisens unter den Morgenländern zum Verständnis heranziehen. Daß die Jünger die Gastfreundschaft des ersten besten Hauses in Dorf oder Stadt in Anspruch nehmen sollen, entsprach nur der Sitte der Zeit, die bis auf den heutigen Tag untern den Arabern noch lebendig ist. Gasthäuser gabs ja nicht. Gastfreundschaft zu üben war nicht so sehr Pflicht als Ehre. Daß der Friedensgruß (Matth. 10, 12 f. Luk. 10, 5 f.) eine besondre Kraft habe, dieser Glaube lebt heute

noch im morgenländischen Volk; daß der Herr die Jünger nur zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel sendet und sie anweist, der Heiden oder der Samariter Städte zu vermeiden (Matth. 10, 5 f.), finden wir nicht allein, wenigstens was die Heiden anlangt, ganz in Uebereinstimmung mit der von Jesus selbst absichtlich gepflegten Gewohnheit (Matth. 15, 24 u. 26), sondern auch in Rücksicht auf die Jünger ganz in der Ordnung. Unter den Juden gabs Schwierigkeit genug, war Takt und Vorsicht, Klugheit und Entschiedenheit genug nötig, wer weiß ob sie den allen gewachsen waren. Auch daß der Herr seinen Schülern verbietet, niemand auf der Straße zu grüßen (Luk. 10, 4), d. h. bei keinen Verwandten oder Freund mit einem gelegentlichen Besuch sich aufzuhalten, ist eine verständliche erzieherische Weisung. Denn er kannte die Art seiner Jünger zu gut, um nicht zu wissen, daß in unverständiger Sorglosigkeit wohl der oder jener im Freundeskreise seines eigentlichen Reisezieles vergessen hätte. Was aber für einzelne notwendige Vorschrift war, das legte er doch allen auf, um nicht durch eine Verschiedenheit zu verletzen. Der Herr machte keine Ausnahme.

Das alles erscheint begreiflich. Aber fragend stehen wir doch vor den sonstigen Anordnungen. Was ist ihr Zweck und Sinn? Was hat der Herr dabei für stille Gedanken? Zunächst: Warum sendet er sie zu zwei und zwei? Warum nicht einzeln? Warum nicht zu dritt, zu viert?

Wäre jeder allein gezogen, wie bald wäre ihm der Schweiß des Wanderns zu bitter geworden. Sie sind selten, die Menschen, die gern allein reisen; natürlicher, menschlicher ist die Reisegeselligkeit. So deutet dieser kleine Zug auf den offnen Sinn des Herrn für alles rein Menschliche. Er war selbst kein Freund der Einsamkeit. Und es war keine Vergnügungsreise, auf die er seine Jünger schickte. Durch seine Reiseregeln klingt ein recht erster Ton. Schwierige Wanderung tritt keiner gern allein an. So sollte der Genosse des Genossen Stütze und Rat sein. Mit einander erwägend, was zu thun sei, mit einander das Erlebte durchdenkend, sollen sie gegenseitig sich in der Erfüllung ihrer Aufgabe unterstützen. Indem einer auf den andern angewiesen ist, leben sie sich zusammen, rücken einander näher, und es ist doch sehr wahrscheinlich, daß gerade die mit einander Ausgesandten einen Freundschaftsbund schlossen, der seinen Segen noch in ferneren Tagen trug. Wenn wir wüßten, welche Jünger der Herr so zusammengefügt hat! Wenn drei oder vier miteinander ausziehen, bildet sich viel schwerer eine völlige Gemeinschaft, wie leicht, daß der eine nicht die rechte Fühlung mit den andern gewinnt und sich zurückgesetzt, vereinsamt fühlt! Christi Jünger sollten aber in ihrer gegenseitigen herzlichen Eintracht ein Stückchen Gottesreich vergegenwärtigen. Daß der Geist des Friedens bei und um Christo herrsche, sollen die ahnen, die den herzlichen brüderlichen Verkehr der beiden fremden Jünger beobachten.

Daß die Jünger nicht bloß mit Worten, sondern mit ihrer ganzen Erscheinung vom Gottesreich predigen, daß sie es mit ihrer ganzen Art vertreten und verkörpern sollen, aus diesem Gesichtspunkt erklären sich alle Anordnungen unsers Herrn. Daher denn auch die Forderung, ohne Tasche und Brot und Geld, nur mit einem Rock statt der üblichen zwei und mit leichten Sandalen, nicht mit festen Reiseschuhen (Matth. 10, 10 geht fälschlich soweit, den Herrn auch den Stab verbieten zu lassen, während Markus ausdrücklich hervorhebt, daß nur der Stab erlaubt sei, Mark. 6, 8) auszuziehen. Die Glieder des Gottesreiches sollen durchaus den Eindruck äußrer Bescheidenheit machen. Wären sie in behaglicher Reiseausrüstung aufgetreten, vielleicht reitend, den Beutel mit Geld gefüllt in ein Dorf eingezogen, sofort hätten der Gedanke nahegelegen, daß bei dem Meister dieser Leute so schlecht nicht leben sein müßte. Die alle beherrschende Anschauung von dem äußerlich glänzenden Gottesreich durfte durch nichts unterstützt, mußte vielmehr mit allen Mitteln bekämpft werden.

Derselbe Gedanke, daß für einen Jünger Jesu das äußerliche Behagen Nebensache ist, liegt der Mahnung zu Grunde, daß die Jünger nicht von einem Hause zum andern ziehen sollen, in der Hoffnung, im nächsten vielleicht eine bessre Ver-

pflegung zu finden, als im ersten. Bescheiden dankbar sollen sie hinnehmen, was gastfreundliche Liebe ihnen bietet. Ihre Aufgabe, nicht ihre Behaglichkeit soll der sie begleitende und leitende Gedanke sein. Sie sollen alles vermeiden, was grundlos die schlichtesten verletzen könnte.

Ja, ihre Dürftigkeit zwang die Jünger, bescheiden, bittend, rücksichtsvoll aufzutreten. Es waren sicher stolze Naturen unter ihnen, denen das gegen die Art war. Ein feuriger Johannes, ein hochfahrender Petrus, die sich wohl schon als die Herrscher im Volke fühlten und mit kindischen Träumen trugen, wurde kräftig zur Demut erzogen, wenn er einmal auf die Güte der Menschen allein angewiesen war.

Aber noch einen Zweck verfolgte wohl der Herr damit, daß er seinen Jüngern ein so bescheidnes Auftreten zur Pflicht machte. Den Armen sollten sie vor allem das Evangelium predigen. Auch der Geringste durfte sich nicht scheuen, ihnen sein bescheidnes Hüttlein zur Herberge anzubieten. Einen vornehmen Reisenden wagte kaum ein Armer zu Gaste zu laden, und wenn er es that, so lag dahinter doch nur niedrige Gewinnsucht. Der Arme aber, der auch den Armen freundlich aufnimmt und gern mitteilt von dem, was er hat, und auch der Reiche, der sich des Armen nicht schämt, sie legen doch damit das Zeugnis ab, daß Edles in ihnen sich regt und daß bei ihnen ein Verständnis für die Predigt vom Gottesreich, von der Liebe Jesu zu erhoffen ist. Wer aber den schlichten um Herberge bittenden Wandrer von der Thür jagen kann, der hat kein Herz und der wird sich auch ärgern an der Niedrigkeit Christi.

So ist die Schlichtheit der wandernden Jünger zugleich auch ein Probestein für die Herzen derer, bei denen sie anklopfen. In ihnen klopft ein Stückchen Gottesreich selbst an.

Die übliche Auslegung führt die Anordnungen Jesu auf einen andern Gedanken zurück: „Ihren hohen Beruf im Auge, sollten sie lernen, sich nicht mit der Sorge um die irdischen Dinge zu beschweren, und Gott es überlassen, für ihre leibliche Notdurft zu sorgen." Wir wollen das nicht als falsch zurückweisen, aber wir können es nicht als erschöpfend annehmen. Warum dann, so fragt man, diese Sorglosigkeit so aufs Aeußre übertragen, daß selbst die Reisetasche, der zweite Rock, die Schuhe fehlen sollen? Es muß doch diese Anordnung fest in der Erinnerung gelebt haben, sodaß nicht bloß die schildernde Weise des Evangelisten einen allgemeinen Gedanken ausmalt. Unsre Erklärung zeigt den Wert dieser Aeußerlichkeiten.

Hat der Herr auf der einen Seite die Jünger zur größten Demut in seiner Ausrüstungsverordnung angehalten, so stärkt er anderseits ihr Selbstgefühl auf das lebhafteste. Sie sollens wissen, daß sie Träger großer Dinge sind. Gold und Silber führen sie nicht, aber Segen und Fluch. Einmal giebt er ihnen Macht, das Gottesreich zu bauen durch ihre helfende Hand. Es wird immer ein Geheimnis bleiben, wie wir uns die Uebertragung der Wunderkraft, die bei dem Herrn doch auf besondern persönlichen geistigen und sittlichen Bedingungen beruhte, auf die Jünger denken sollen. Auch die Salbung durch Oel wird ein Fragezeichen für den Erklärer bleiben. Wichtiger aber als dies, ist die feierliche Erklärung des Herrn, daß die Verwerfung der Jünger Gottes Strafgericht herausfordert. Sodom und Gomorrha wirds erträglicher ergehen, als einer Stadt, in der für die Predigt vom Gottesreich kein Ohr und kein Herz ist. Es ist ganz die Weise unsres Herrn, zu Zeiten die Farben recht stark aufzutragen, um des Eindrucks nicht zu verfehlen. Den Jüngern mußte an solchem Worte die große Verantwortung zum Bewußtsein kommen, die ihnen gegeben war. Das mußte sie ernster machen. Das war ein Bußruf an ihr eignes Herz.

Ist aber dieses Drohungswort, wie etliche wollen, hier nicht an seinem ursprünglichen Platz, so hat doch sicher der Herr hier das Wort gesprochen, das zum Sprichwort geworden ist: „Welche euch nicht aufnehmen noch hören, da gehet von dannen heraus und schüttelt den Staub ab von euren Füßen, zu einem Zeugnis über sie" (Mark. 6, 11). Die ganze Entschiedenheit Christi tritt in diesem Worte hervor. Er giebt seinen Jüngern das Recht, ja er macht es ihnen zur Pflicht, mit den Unempfänglichen jede Gemeinschaft aufzuheben und sofort ihnen den Rücken zu wenden. Nicht in Zorn und Strafdrohung sollen sie ausbrechen, aber deutlich sollen sie es jenen zu verstehen geben, daß das Band mit ihnen zerrissen ist. Solche Entschiedenheit verlangt Christus von seinen Jüngern. So ein lebendiges Aufgehen der Person in der Sache setzt er voraus. Wo die Sache abgewiesen wird, sind sie abgewiesen. Wo sie abgewiesen werden, ist er selbst abgewiesen. Hier klingt es wieder durch, was der Herr anderwärts deutlich und ausdrücklich sagt: wer ihm gehören will, muß imstande sein, auf alles zu verzichten und jede Bande zu lösen. Er rechnet aber auch bei den Jüngern auf ein heiliges, stark ausgeprägtes Selbst- und Ehrgefühl. Wer das Reich Gottes nicht willig nimmt, der soll es überhaupt nicht empfangen. Der Jünger Christi drängt sich nicht auf.

So ist diese Geschichte von der Jüngeraussendung für die Art Christi, für seine erzieherische Weisheit, für seinen unbedingten Ernst, für seine außerordentlichen Ansprüche ein beredtes Zeugnis, ein Zeugnis aber auch für die zarte Rücksicht, die der Meister seinen Jüngern entgegenbringt. P D

Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus,

den Brüdern zur Rechten als eine Eintrachtsformel dargeboten von einem kirchlichen Nichtorthodoxen

Artikel 9: Der göttliche Gewißheitsgrund des Heilsglaubens

Das feste Vertrauen, dieses Heil in Jesu zu haben und zu behalten, entsteht in uns durch ein wahlverwandtschaftliches Zusammentreffen und Nichtvoneinanderlassen zwischen unsrer Seele und dem ihr in Jesu dargebotenen köstlichen Inhalt dieses Heiles. Unsre Seele kommt nicht eher zur Vorstellung dieses Heiles und zum bewußten Verlangen danach, als bis es ihr in Jesu und seiner Kraft dargeboten wird: und doch sollen wir uns in reifem Alter vor Jesu oder einer andern Autorität nicht dauerd äußerlich beugen, ohne daß unsre Seele auch von dem Inhalt des Heiles, das er in seiner Person uns lebendig darbietet, frei und innerlich gefaßt und überwältigt ist. (Kein ausschließlich äußrer Gehorsam gegen eine uns inhaltlich noch fremde, bloß formale Autorität! Innigste Einheit zwischen subjekkiver und objektiver Begründung unsers Heilsvertrauens!)

Da wir aber nicht als Erwachsene in die Welt eintreten und auch nicht als Einzelne die Menschheitsgeschichte von vorn anfangen, sondern als Kinder in eine religiöse Gemeinschaft hineingeboren und hineingezogen werden, so ist das Normale, daß der Inhalt des Heils, den Jesus in seiner Person uns darbietet und der sich an der Gemeinde Jesu als fähig erwiesen hat und fort und fort erweist, Seelen auch frei und innerlich zu fassen und zu überwältigen, uns im Kindesalter und später von vornherein auch als die äußere heilige Autorität dargeboten wird mit dem sofortigen Anspruch, uns davor zu beugen. Denn hieße es: Du mußt erst fragend warten, bis deine vereinzelte Seele von dem Inhalte dieses Heils frei und innerlich unbewältigt ist, — dann wäre gerade solche innere Ueberwältigung, in der Kindesseele mindestens, sehr erschwert und aufgehalten. Doch aber muß Kindern und Erwachsenen gegenüber nach evangelischen Grundsätzen dafür gesorgt werden, daß sofort und stetig die Kenntnis und Wirkung des ganz bestimmten Heilsinhalts, den Jesus darbietet, mit dem Anspruch, sich vor Jesu als unsrer Autorität zu beugen, ganz gleichen Schritt halte, und daß zugleich der Hinweis auf die thatsächliche Erfahrung der Gemeinde Jesu zu allen Zeiten von der überwältigenden und beseligenden Macht dieses Heilsinhalts und endlich auch der Hinweis auf die Freude, den diese gläubig aufgenommene Freudenbotschaft stets in sich selbst trägt, immer und stetig verbunden sei. Bei der evangelisch-kirchlichen Befestigung der ganzen Gemeine im Glauben ist also das Verhältnis zwischen dem äußeren Anspruch des Heilsinhaltes auf Beugung und Gehorsam und zwischen dem Hinweis auf das innere Recht dieses Anspruchs durch den Grundsatz zu regeln: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.

Nur so kommt in dem Spruch Apg. 15, 11 das Wort „wir" zu seinem Rechte, d. h. nicht sie oder ihr, sondern ich selbst persönlich in geschichtlicher und kirchlicher Gemeinschaft mit andern; nur so kommt auch das Wort „wir glauben selig zu werden" zu seinem vollen biblischen und evangelischen Rechte.

Artikel 10: Die Heilsurkunde.

Wir vertrauen darauf, daß jeder, der den hier bekannten und Apg. 15, 11 als Ganzes geschilderten echten Heilsglauben an Jesus Christus besitzt, um das Heil zu erlangen und zu behalten, nichts andres mehr nötig hat. Allein aus Gnaden, allein durch Jesus Christus, allein in dem hier dargelegten Glauben an Jesus Christus sind und werden wir selig. — „Gott will mit uns nicht anders verhandeln, denn allein durch den Glauben (in dem hier bekannten und dargelegten Sinne). Im Neuen Testamente ist uns daher die geschichtliche Heilandsgestalt Jesu das Wort Gottes, weil diese Gestalt die einzige Macht Gottes ist, durch die Gott dieses Heilsvertrauen in uns schafft.

Das Neue Testament ist uns daher genau deswegen Gottes Wort, weil, und genau so weit, als sein Inhalt mit dem hier geschilderten allein seligmachenden Glauben („Sich unter persönlicher Gemütsbeteiligung in herzlichem Vertrauen geloben) an Jesus Christus angeeignet und erfaßt werden kann, oder doch durch Bewährung und Uebung des hier geschilderten allein seligmachenden Glaubens in Gesinnung und Wandel befolgt werden kann („Heilsverheißung" und „Gesetz"). „Gottes Wort macht Artikel des Glaubens, sonst niemand, auch kein Engel," geschweige denn kirchliche Lehrüberlieferung (Tradition), oder Kirchenversammlungen, oder Gewohnheit, Alter und Herkommen. Der Umfang der Bibel (des Neuen Testaments), d. h. die Zahl der dazu gehörigen Schriften, ist in der Bibel selbst nicht angegeben, sondern ist ein Stück der kirchlichen Lehrüberlieferung: somit ist der Umfang der Bibel und die Zahl der biblischen Bücher kein evangelischer Glaubensartikel. Somit ist auch von vornherein nicht festzustellen, welches die Summe der Bücher ist, die, als Wort Gottes, das Recht haben, Glaubensartikel, die bei uns gelten sollen, zu liefern. — Weil aber der (hier kurz geschilderte) Heilsinhalt des Neuen Testaments sich selbst uns als Heilsglauben weckende und alle, die daran glauben, selig machende Gotteskraft beglaubigt hat und fort beglaubigt, so ist dieser Heilsinhalt des Neuen Testamentes „das Wort Gottes," das auch diesen Artikel hier, daß gerade es das Wort Gottes sei, gemacht und hervorgerufen hat.

Weil und soweit das Neue Testament Jesus, den ernsthoheitsvollen und freundlich-barmherzigen Heiland, dem beseligenden (und heiligenden) Heilsvertrauen unsers, am eignen Heile beteiligten Gemütes als seinen einen großen Gegenstand und Inhalt darbietet, ist es Gottes Wort. — Weil und soweit das Neue Testament die Verheißung des von Gott durch Jesus allen Sündern dargebotnen ewigen, gemeinschaftlichen, seligen und sittlichen Heils dem Vertrauen unsers Herzens zum persönlichen Ergreifen und Aneignen darbietet, ist es Gottes Wort. — Weil und soweit das Neue Testament das Heilsvertrauen auf Jesus einzigartig urkräftig bezeugt, und dadurch immer neu erzeugt, ist es Gottes Wort.

Weil und soweit auch im Alten Testament ein dem christlichen Heilsglauben verwandtes Gottvertrauen vorhanden ist und mächtig wirkt, und ein dem christlichen Heile sich annäherndes Heil prophetisch geschaut wird, und ein unserm christlichen Heilsgott ähnlich, teilweise fast gleich, vorgestellter Heilsgott in einer für unsre christliche Glaubenszuversicht und Glaubenskraft vorbildlichen Glaubenszuversicht und Glaubenskraft ergriffen und festgehalten wird, ja weil und soweit auch im Alten Testament Verheißungen sich finden, die unser christliches Heilsvertrauen sich durch Vertauschung des irdischen Kanaans und Jerusalems mit dem himmlischen Kanaan und Jerusalem als dem Ziele der Gnadenwege des einen allmächtigen Gottes mit uns sehr wohl aneignen kann, ist auch im Alten Testamente Gottes Wort an uns enthalten: ebenso, weil und soweit im Alten Testamente, namentlich bei den Schrift-Propheten, eine evangelisch-sittliche, dem Geiste Jesu Christi entsprechende und verwandte Sittlichkeit bezeugt und gefordert wird.

Wenn und soweit irgend etwas in der Bibel sich als dem Geiste Jesu und des auf ihn gerichteten Heilsvertrauens fremd, oder gar widerstreitend erweisen sollte, so ist solches natürlich nicht Gottes Wort.

Aber auch alles, was in der Bibel nicht Gegenstand und Inhalt des evangelischen seligmachenden Heilsvertrauens werden, sondern nur Gegenstand und Inhalt anderweiten geschichtlichen, naturwissenschaftlichen oder andern Wissens und verstandesmäßigen Erkennens sein könnte, ist — und wäre es selbst in allen Einzelheiten wahr und richtig — doch nicht das seligmachende Wort Gottes in der Bibel. — Die gehorsame Zustimmung zu diesen letztern Bestandteilen der Bibel ist zum Heile nicht nötig, weil zum Heile allein der Glaube an Jesus Christus nötig ist, und weil die christliche Taufe „Allen die ewige Seligkeit giebt, die es glauben, was die Verheißungsworte Gottes zusagen (quod verba et promissiones Dei pollicentur). — Der Glaubens- und Heilsinhalt der Bibel, sofern sie uns durch den Glauben an Christus Jesus zur Seligkeit unterweist, ist also ganz und voll enthalten in dem Bekenntnis: Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesus selig zu werden. A K

Vives, ein pädagogischer und sozialer Reformator der Reformationszeit

Uebersicht: 1. Sein Lebensgang; 2. Sein Verdienst um die Schule; 3. Sein Verdienst um soziale Reform

Auch im Zeitalter der Reformation gab es eine soziale und eine Schulfrage; das Papsttum hatte ja nicht nur das Glaubens-, sondern auch das soziale und Schulleben geknechtet. Seit den Tagen, da Walter von der Vogelweide tief empört von dem deutschen Golde gesungen hatte, das in den wälschen Schrein fährt, hatten die Nachfolger auf dem Stuhle Petri es immer besser gelernt, ihre Netze auszuwerfen, nicht um Menschenseelen zu fangen, sondern, wie man höhnte, um den Einfältigen das Geld abzufischen. Wer durfte ihnen zumuten, die Herde zu weiden, ohne auch von der Milch der Herde zu genießen. Dies Schlagwort, das das Oberhaupt der Kirche selbst ausgegeben hatte, war Klöstern, Kirchen und Kathedralen eine frohe Botschaft: wie Magnetberge zogen sie den Nationalreichtum an sich, und unter ihren unerhörten Brandschatzungen verarmten die weltlichen Stände von Jahr zu Jahr mehr. Der Befehl Gottes an den Menschen, im Schweiße des Angesichts sein Brot zu essen, war vom Klerus längst ebenso vergessen wie von dem Mönchtum, das sich je länger je mehr in den unlösbaren Widerspruch eines Gelübdes der Armut und des Genusses der in Hülle und Fülle vorhandenen Reichtümer verwickelte. Was Wunder, wenn in einer Zeit, wo viele Tausende von Bettelmönchen das Land durchzogen und aussogen, der Haß des darbenden, schwer bedrückten Landvolkes mit gleicher Wut gegen den Stolz adliger Gutsherren wie gegen die faulen Bäuche üppiger Mönche und gegen den guten Magen der Kirche entbrannte, der auch unrecht Gut vertragen konnte, und wenn bald hier bald da grimmer Klassenhaß in verheerenden und zerstörenden Ausbrüchen emporloderte, kurz wenn die soziale Frage bei den meisten Nationen eine brennende war.

Kaum weniger brennend aber war die Schulfrage; denn mit dem Mut und der Wut der Verzweiflung kämpfte die Scholastik den aufgezwungenen Kampf mit dem unwiderstehlich eindringenden Humanismus, der aus Italiens sonnigen, wonnigen Gefilden kommend wie ein verjüngender und erfrischender Frühlingshauch neues Leben aus den Ruinen des wissenschaftlichen Lebens hervorzauberte. Als er über die Alpen kam, glich die Glut der Begeisterung schon längst nicht mehr einem unstet flackernden Strohfeuer, das nur nach freudigem Genuß zu haschen scheint, ohne erquickende Wärme zu spenden. Wohl freute man sich der Formenschönheit der alten Sprachen und suchte sie wetteifernd zu erreichen; aber höher als die Schönheit stand manchem die Wahrheit: hatten die ersten Humanisten in Italien der Kirche gegenüber nur ein höhnisches Achselzucken gehabt, so griff man jetzt Wahrheit suchend zur Bibel in der Ursprache und erkannte, wie sehr die sich unfehlbar dünkende Kirche in ihrer sanktionirten

Uebersetzung oft geirrt hatte. Das war neuer Zündstoff für den Kampf, der der Todeskampf jener Wissenschaft sein sollte, die Jahrhunderte lang stets schlagfertige Streiter für den Papst herangebildet hatte, die mit ihren scharfen dialektischen Waffen und ihren schlauen Fechterkünsten nie ein höheres Ziel erstrebt hatte als das, die als unbedingt wahr vorausgesetzten, aber nicht auf ihre Wahrheit geprüften römischen Lehren vor dem Forum der denkenden Vernunft zu rechtfertigen, und „die ihre Meisterschaft in der Filigranarbeit suchte, mit der sie das Dogma umspann, und ihren Triumph in den Kunststücken eines unfruchtbaren dialektischen Scharfsinns, weil sie nicht das Dogma selbst fortbilden und ein Neues auf dem Acker der religiösen Erkenntnis pflügen durfte." Noch behauptete die Scholastik vielfach ihren Platz in Schulen und auf Hochschulen und wehrte mit ihrem starren Zwang dem Freiheitsdrang des Humanismus und der Reformation gleich entschieden den Eingang. Eine pädagogische Reform, was Stoff und Methode betraf, war aber nicht bloß deshalb nötig, weil sich in der Schnürbrust der Scholastik die Wissenschaft unmöglich wirklich frei entwickeln konnte, sondern mehr noch, weil durch sie das sittliche Gefühl vielfach ertötet wurde. Eine gewisse Spannkraft und Elastizität mochte der Geist in den Turnierspielen der Scholastik immerhin gewinnen, aber einen festen, moralischen Halt konnten sie ihm nicht gewähren; ja wenn diese Spiele auch in dem Ernst des Lebens fortgetrieben wurden, so lag die Gefahr nahe, daß Moral und sittliches Urteil überhaupt in Frage gestellt würden. Die Auffindung aller möglichen Spitzfindigkeiten, wie die Ausklügelung der Wortbedeutung ad rigorem, d. h. die Annahme, streng genommen müsse ein Wort den ganzen Umfang des Begriffes decken, war in der Theorie unschädlich, konnte sogar den Geist aus seinem Dämmerleben wecken, aber wenn daraufhin in der Praxis ein angetrunkener Scholastiker Stein und Bein schwor se vinum non bibisse, er habe Wein nicht getrunken, weil er nicht allen Wein, den es auf Erden giebt, getrunken habe, und wenn man einen solchen Schwur als unanfechtbar betrachtete, so kann man den Ingrimm verstehen, mit dem ernstere Charaktere diese innerlich hohle Entartung des Scholastizismus befehdeten.

Das eben angeführte Beispiel ist einer geharnischten Streitschrift entnommen, die Johann Ludwig Vives in jenen Tagen gegen die Scholastiker gerichtet hat. Dieser Mann gleicht in doppelter Beziehung einer Janusgestalt, die auf der Grenzscheide von Mittelalter und Neuzeit steht: einmal in kirchlich-religiöser, dann in wissenschaftlich-didaktischer Beziehung. Streng religiös, nach spanischer Art fast asketisch erzogen, blieb er stets ein treuer Sohn seiner Kirche, der gerade, weil er es treu mit ihr meinte, freimütig und offen auf so manche Krebsschäden hinwies, die nach seiner Meinung eine Heilung, oder wie er selbst sagt, eine allgemeine Erneuerung erheischten. Führte ihn auf religiösem Gebiet sein scharfer, kritischer Geist hie und da über die Schranken der alten Kirche hinaus, so trieb er ihn auf wissenschaftlichem Gebiet zu völligem Bruch mit dem Alten. Als gelehriger Schüler der Scholastik hat er sie bis in ihre tiefsten Tiefen zu verfolgen gestrebt; nicht plötzlich ist er von dieser falschen Bahn umgekehrt, nicht plötzlich hat er sich der siegreichen Sache des Humanisnus angeschlossen, sondern erst, als er erkannte, daß aus dem versumpften Boden der Scholastik unmöglich gedeihliche Früchte erwachsen könnten. Aber dann hat er dem neuen Ideal mit solchem Eifer und solchem Erfolg nachgestrebt, daß Erasmus selbst meinte, Vives gehöre zu denen, die ihn binnen kurzem überflügeln und verdunkeln würden, und daß er bald im Verein mit seinen Freunden Erasmus und Budäus als einer der Triumvirn der humanistischen Gelehrtenrepublik gefeiert ward, dem man die Palme im Urteil zuerkannte. Dies klare Urteil, das man an ihm bewunderte, hat ihn stets ebenso vor dem blinden Eifer bewahrt, mit dem sein berühmter Landsmann gegen Windmühlenflügel kämpfte, als vor dem glühenden Fanatismus, mit dem ein andrer Landsmann samt seinen jesuitischen Jüngern alle Andersdenkenden verfolgte. So ward er befähigt, als hervorragender Bahnbrecher auf pädagogischem und sozialem Gebiete zu wirken.

1. Sein Lebensgang

Am 6. März des Jahres 1492, des Jahres, in dem die Entdeckung Amerikas und der Fall des letzten maurischen Bollwerks Spaniens Ruhm zu ungeahnter Höhe emporsteigen ließ, ward das schöne, im Garten Spaniens gelegene Valencia die Wiegenstätte dieses Mannes, der als siegreicher Kämpfer und kühner Entdecker auf geistigem Gebiet den Beweis liefern sollte, daß der Aufschwung des politischen Lebens auch dem wissenschaftlichen Streben in seinem Heimatlande zu gute gekommen sei. Aus einem wenig begüterten, alten Adelsgeschlecht entsprossen, genoß er unter der treuen Zucht einer liebenden und darum strengen Mutter einen noch ganz in der verrosteten und verrotteten Lehrweise der Scholastik befangenen Unterricht. Wie bei den meisten großen Pädagogen tönt auch bei ihm die Betrachtung der eignen Lernjahre in den leidigen Refrain aus:

Brächte doch Jupiter mir zurück die entschwundenen Jahre!

Hat er sie doch auf die Beschäftigung mit den, wie er meint, völlig unfruchtbaren Studien jener Pseudowissenschaft verwendet und verschwendet. Eine Frucht aber zeitigte diese Beschäftigung: seinen fast Vatinianischen Haß gegen die Scholastik, der dann zu dem heißen Drang ward, reformatorisch auf das Unterrichtswesen einzuwirken. Das Schicksal fügte es so, daß die Scholastik selbst, deren entschiedener und gefürchteter Gegner er bald werden sollte, ihm die Kräfte zum Kampf stählte und ihm die Waffen in die Hand gab. Schon in seinem fünfzehnten Jahre zog sie Vives als einen ihrer begabtesten Schüler in den Streit mit dem Humanismus, der damals in Spanien an ihrem morschen Bau zu rütteln begann. Bezeichnender Weise ist es eine pädagogische Streitfrage, in der der frühreife Schüler der Scholastik zum ersten mal in Schriften und Deklamationen auftrat. Gegen den Versuch, ein humanistisches Schulbuch in Valencia einzuführen, hatte sich ein Sturm der Entrüstung von seiten der jungen, bis ins innerste Mark scholastischen Akademie erhoben: Armiguetus, der Lehrer unsers Vives, ward der Wortführer gegen diese Neuerung, und er mochte wohl damit zufrieden sein, in seinem begabten Schüler einen lebhaften und regsamen Genossen in dem zwei Jahre dauernden Kampfe zu finden. „Eine schändliche und gottlose Unnatur" hat Vives bei gereiftem Verständnis jene Verirrung der frühzeitigen Disputationen genannt, zu der man auch ihn zwang: aber vorläufig ahnte der Jüngling nicht, daß er sich auf einer schiefen Ebene befinde.

Mit hoffnunggeschwellter Brust voll heißen Wissensdursts zog er 1508 zu der vermeintlichen Quelle der Weisheit, der Pariser Hochschule. Ein wahrer Nimbus umgab noch immer diese Universität, ihr Ruhm schien unsterblich: hatte vor vierhundert Jahren einer ihrer Privatdozenten, Abälard, durch seine Wirksamkeit einen der größten Geisteskämpfe des Mittelalters heraufbeschworen, vor zweihundert einer ihrer Professoren, Thomas von Aquin, scharf und tiefsinnig Kirchenlehre und Philosophie zu einem heiligen Bunde vereint, vor hundert ihr Kanzler Gerson das Päpste ab- und einsetzende Konzil von Konstanz mit fester Hand geleitet, so trieb nun die Zwittergelehrsamkeit der dürren Scholastik hier ihre stolzesten Blüten, und ihre eitlen Schulzänkereien wucherten hier am üppigsten: Lax und Dullardus galten als die Koryphäen; und gerade die Spanier waren es, wie Vives später spottet, die „die Burg der Unwissenheit" in Paris mit angestammter Tapferkeit verteidigten. Sie galten für die hartnäckigsten Anhänger einer subtilen Sophistik und abstrusen Theologie. Wie sie beschäftigte sich auch Vives mit all diesem Unsinn aufs gründlichste.

Aber schon damals fühlte er sich nicht voll befriedigt von der Scholastik: ihre leeren Formen, die häufig zu eitler Klopffechterei statt zu ernsten Studien verwandt wurden, ihre „Syllogismen, Appositionen, Konjunktionen, Disjunktionen, Explikationen und Enuntiationen" mußten den durch seine Anlagen zu Höherem bestimmten Jüngling bald ebenso abstoßen wie die Formlosigkeit und Barbarei der Sprache, deren sich jene entartete Wissenschaft notgedrungen bediente, und der kritiklose Autoritätsglaube ihrer verblendeten Anhänger, der Geschmack und Urteilskraft zugleich ertötete.

Vives weiß von einem Studiengenossen zu berichten, der offen erklärte, ehe er darauf verzichte, eine neue Lehrmeinung aufzustellen, werde er lieber etwas behaupten, von dessen Unwahrheit er selbst überzeugt sei; ein andrer gebrauchte, wenn er disputirte, stets eine solche Menge fehlerhafter und barbarischer Wörter, daß kein Mensch ihn verstehen konnte, mußte aber, da er stets schlau hinzufügte: „die Richtigkeit vorausgesetzt“ — als Sieger anerkannt werden. Auch der urteilslose Autoritätsglaube trat ihm in Paris in drastischster und abschreckendster Weise entgegen: da sah er einen, der Verse eines noch lebenden Dichterlings mit Scheu als virgilische betrachtete, da sie in einer alten Bibliothek staubbedeckt und wurmzernagt aufgefunden waren, während ein andrer über einen Brief Ciceros, dem man eine französische Aufschrift gegeben hatte, seine höchste Verachtung ob seiner barbarischen Sprache äußerte. Und das waren keine vereinzelten Erscheinungen; glaubt doch Vives den allgemein giltigen Satz aufstellen zu dürfen:

Wenn sich begabte Leute mit dieser ungeheuerlichen sogenannten Wissenschaft beschäftigen, so verlieren sie alsbald ihre guten Anlagen und fördern, ähnlich fruchtbarem, aber unbebautem Acker, nur Unkraut zu Tage.

Glücklicherweise unterlag der wissensreiche und willensreife Jüngling selbst dieser Gefahr nicht; sein vielseitiges Interesse und die Unzufriedenheit mit dem fruchtlosen Lehrstoff und der geistlosen Lehrart trieben ihn im Verein mit dem übermächtigen Zuge der Zeit zur Rückkehr zu den Quellen, zum Studium der Alten im Original, zu wissenschaftlicher Freiheit. Freilich zog das dem verlornen Sohn den Unwillen seiner Lehrer zu, der in der oft wiederholten Warnung des Johann Dullardus seinen klassischen Ausdruck fand, je mehr er in der Grammatik lerne, ein umso schlechterer Dialektiker und Theologe werde er. Der diametrale Gegensatz von scholastischer und humanistischer Bildung war hier klar ausgesprochen, und Vives erkannte ihn auch selbst bald. Nachdem er einmal die beengenden Schranken der Scholastik überschritten hatte, war der Würfel gefallen: er gehörte von nun an zu den Humanisten, wenn auch seine beiden Absagebriefe, die gehaltvolle satirische Streitschrift „Gegen die Pseudodialektiker“ und der köstliche, humoristisch gehaltene Dialog „Der Weise“ aus einer spätern Zeit stammen, wo er durch den anregenden Verkehr mit Erasmus, dem König der Humanisten, seinen Gesichtskreis erweitert und seine Anschauungen vertieft hatte. Nicht unstete Streitlust hat ihm dabei die Feder geführt wie dem ritterlichen Ulrich von Hutten, nicht kalte Spottsucht wie seinem gelehrten Freunde Erasmus, nicht witzsprudelnde Lachsucht wie den geheimnisvollen Verfassern der ergötzlichen Dunkelmännerbriefe; bei ihm war ein zielbewußter, warmer, ernster Drang der eigentliche Grund: war er bisher der Scholastik gegenüber Amboß gewesen, so mußte er nun der Hammer sein, der das wankende Gebäude mit zertrümmerte, um einen festeren, schönen Bau an seine Stelle zu setzen.

Die Fähigkeiten zu dieser bauenden Thätigkeit hatte er sich in der langen Lehrzeit erworben, die sich an die vierjährige Pariser Lernzeit anschloß. Es war ein guter Stern, der den Spanier nach den Niederlanden führte: der opfermutige Freiheitssinn und die genußfrohe Lebensfülle der Bewohner dieses Landes, das dank seiner Lage und der Gunst der Verhältnisse in Handel und Kunst die schönste Blüte erreicht hatte, mußte dazu dienen, die strenge, weltentsagende spanische Art je länger je mehr zu mildern, während die enge Verbindung des Landes mit der Heimat und der Verkehr mit den zahlreichen hier ansässigen Spaniern es verhinderte, daß er den Boden ganz unter den Füßen verlor, in dem die starken Wurzeln seiner Kraft ruhten. Brügge, dessen schimmernder Glanz damals vor Antwerpen nur allmählich zu erbleichen begann, wurde Vives zweite Heimat, recht eigentlich die Wiege seines Ruhmes und Glückes; denn hier entstanden zumeist seine Werke, und hier fand er ein edles Frauenherz, dem er erst ein treuer Lehrer, dann ein aufopfernder Nothelfer und schließlich ein liebender Gatte ward. Die Familie seiner späteren Gattin war eine spanische, in ihr hat er seine pädagogische Thätigkeit begonnen mit reichem Genuß, vielseitiger Anregung und schönem litterarischen Ertrag. Es mochte ihm schwer werden, sich von dem lieben Haus zu trennen, als 1516 der ehrenvolle Ruf an ihn erging, der Erzieher des jungen Wilhelm de Croy, eines Neffen des allmächtigen Ministers Karls V. zu werden, der trotz seiner achtzehn Jahre schon Bischof von Cambray war und bald zum Kardinal und Erzbischof von Toledo ernannt ward. Aber Vives zögerte nicht, dem Rufe zu folgen, durfte er doch hoffen, daß der begabte, nach seinen edlen Grundsätzen erzogene Schüler einst mithelfen werde, die großen Zukunftspläne, die ihn schon damals erfüllten, zu verwirklichen. So zog er nach Löwen, gewissenhaft bemüht, durch Einwirkung auf das Verstandes-, Gemüts- und Glaubensleben seines Zöglings ihn zu einer charaktervollen Persönlichkeit heranzubilden. Trotz dieser schweren Aufgabe fand er noch Muße, durch religiöse, philosophische und polemische Schriften auf weitere Kreise zu wirken und humanistische Vorlesungen an der Universität zu halten. Leider sollte aber der Lehrer die Früchte seiner sorgsamen Erziehung nicht reifen sehen; denn ein plötzlicher Tod raffte zu Beginn des Jahres 1521 den jungen Kardinal dahin, ohne daß er Vorkehrungen hatte treffen können, seinem Erzieher ein sorgenfreies Leben zu gewähren.

Vielleicht aber war dies scheinbare Unglück im Grunde ein Glück; denn wahrscheinlich hätte sich Vives, wäre ihm jetzt schon volle Muße für schriftstellerische Thätigkeit zu teil geworden, ganz in der Richtung vertieft, die durch seine viel bewunderten „Betrachtungen über die Bußpsalmen“ inaugurirt war und die ihn jetzt zu der dornenvollen Arbeit trieb, einen Kommentar zu Augustins Gottesstaat zu verfassen. So wäre sein reiches Talent für die Pädagogik und das praktische Leben verloren gewesen; nun aber veranlaßte ihn die Not wieder zum Unterricht. Freilich ein allzu freudvolles Leben war es nicht, das nun für ihn in Löwen begann: nicht die Vorlesungen an der Hochschule, die damals zu den besuchtesten Europas gehörte, waren die Ursache seines Mißmuts, der ihm zeitweise das ganze Schulwesen zu verleiden drohte, sondern die Sorgen und Mühen um die nach Sitte damaliger Zeit unter seiner besondern Obhut stehenden und zum Teil in seinem Hause wohnenden Studenten, zu deren Uebernahme er sich gezwungen sah. Aber doch ist die gelegentliche Aeußerung an Erasmus, er sei des Schulehaltens im höchsten Grade überdrüssig und möge nicht länger in diesem Schmutz und unter diesen Knaben weilen, nur ein Ausdruck augenblicklichen Unbehagens. Gerade die Strenge der Zucht, die als das eigentliche Schiboleth der Löwener Universität galt, mußte einem so ernsten Charakter wie Vives sehr sympathisch sein, und in der That zeigt der lebhafte Briefverkehr, den er später mit vielen seiner Löwener Schüler unterhielt, sowie die frische Erinnerung, die er noch nach siebenzehn Jahren bei Abfassung seiner „Schülergespräche“ von seinen dortigen Erfahrungen hatte, daß ihm im Grunde seine Thätigkeit in Löwen doch mehr eine Lust als eine Last war.

Seine Neigung zu freier wissenschaftlicher Arbeit fand aber bei den schweren Pflichten und dem weiten Kreis seiner die theologische, humanistische und juristische Wissenschaft zugleich umfassenden Lehrthätigkeit nicht die genügende Nahrung. Wohl bot sich ihm bei dem Erzherzog Ferdinand und zwei Enkeln des Herzogs Alba die Aussicht auf ein ähnliches Amt, wie er es bei dem Kardinal de Croy gehabt hatte; aber die eine Hoffnung scheiterte an dem Stolz des Spaniers, der sich zu keiner unmittelbaren Bewerbung verstehen wollte, die andre an der List eines mönchischen Rivalen. Und doch war ihm jetzt gerade ein sicheres Brot sehr erwünscht; denn die Not war in der Familie eingekehrt, die er in Brügge einst in glücklicheren Tagen lieben gelernt hatte und die für ihn das Teuerste barg. So blickte er immer sehnsüchtiger nach Norden übers Meer, wo nahe den Stufen des Thrones der für ihn begeisterte, edle Thomas Morus stand, und wo auf dem Thron ein Königspaar saß, das gern die Widmung seiner bedeutendsten Schriften angenommen hatte. Besonders die Königin Katharina von England war ihrem hochbegabten und weitberühmten Landsmann längst gewogen. Seine Sehnsucht erfüllte sich deshalb bald; schon im Herbst 1523 hielt er in Oxford zwei Antrittsvorlesungen zivilrechtlichen und humanistischen Inhalts, die großen Beifall fanden und sogar das königliche Paar in sein

Kolleg lockten. Bald kehrte er nach Brügge heim, um mit Margareta Valdaura den Bund fürs Leben zu schließen; und nun begann eine wunderbare Zeit, reich an Arbeit, aber auch reich an Freude. Nur wenige Monate nimmt ihn sein Amt in Oxford und die Beaufsichtigung der Erziehung der jungen Prinzessin Maria in Anspruch: an eine ernstere wissenschaftliche Beschäftigung ist bei dem Lärm und der Aufregung des Hoflebens nicht zu denken, und schwermütig vermißt er die treue Pflege seiner jungen Gattin; aber die Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntnis und die Freude, wenn er in sein trautes Heim in Brügge zurückkehrt, bieten dafür Ersatz. Dort kann er sich seines Glückes freuen und die in England empfangenen Eindrücke verarbeiten und zu schönen Früchten ausreifen lassen.

So erscheint uns Vives in den vier Jahren seiner englischen Beziehungen als ein Amphibienwesen, das bald zu den Britten nach Nahrung schwimmt, bald in Brügge nistet und Eier legt, wie ihn Erasmus scherzhaft bezeichnete. Aber nur zu bald mußte er dies Amphibienleben aufgeben: seine ideale Gesinnung, seine strengen Grundsätze und sein unerschrockener Freimut zwangen ihn dazu, als König Heinrich VIII. seine Gemahlin verstoßen wollte, diesem warnend und strafend wie ein Prophet des alten Bundes entgegenzutreten. Schwer traf ihn dafür des Königs Zorn, sechs Wochen wird er im Gewahrsam gehalten, nur unter der Bedingung, die Königin nie wieder zu besuchen, kommt er frei, und um eine betrübende Erfahrung reicher kehrt er nach Brügge, seiner geliebten zweiten Heimat zurück, um fern vom Getriebe der Welt und fast unberührt von den religiösen Kämpfen ringsum als Gelehrter und Friedensapostel durch sein zündendes Wort auf die Herzen einzuwirken. Da riß ihn im Jahre 1540 ein früher Tod aus seinem rastlos thätigen Leben, nachdem er kurz vorher auf Karls V. Bitte für dessen Sohn Philipp ein Büchlein geschrieben hatte, das von den Küsten des Mittelmeers bis zu denen der Nordsee verbreitet bis in unser Jahrhundert hinein Tausende von Schülerherzen erfreut hat, und nachdem er eben die letzte Hand an ein großes Werk „Ueber die Wahrheit des Christenglaubens“ gelegt hatte. A N

Charles Haddon Spurgeon

Sonntag, den 31. Januar, ist der berühmte Baptistenprediger gestorben in Mentone, wo er seit zwanzig Jahren regelmäßig seine Erholung von der aufreibenden Thätigkeit des Amtes suchte.

Seine Schriften, in verschiedne Sprachen übersetzt, sind weit verbreitet in Europa, und wenn Engländer in den protestantischen Kirchen Frankreichs, der Schweiz, Hollands oder Deutschlands am Gottesdienst teilnahmen, konnten sie in den religiösen Ermahnungen, die da gegeben wurden, oft Citate aus den Reden ihres hervorragenden Landsmannes vernehmen.

So schreibt die „Christian World“ in diesen Tagen, und sie hat Recht. Unter den religiösen Führern des englischen Protestantismus in unserm Jahrhundert ist Spurgeon wohl der, der weiten Kreisen auch unsers Volkes am bekanntesten geworden ist. Es gebührt uns deshalb, dankbar einzustimmen in die Anerkennung, die die Christenheit englischer Zunge dem großen Toten darbringt unter dem unmittelbaren Eindruck seines Hingangs.

Wir werfen nur einen raschen Blick auf die Umrisse seines Lebens und Wirkens. Spurgeon ist am 19. Juni 1834 in dem Dorfe Kelvedon in Essex geboren und stammt aus einem alten Puritanergeschlecht, das aus den Niederlanden geflohen war vor den Greueln Albas; noch unter Karl II. hat ein Glied der Familie Gewissens halber Kerkerstrafe erduldet. Der Vater, der noch lebt, John Spurgeon, bekleidete nach einander mehrere Pfarrstellen im Dienste der Kongregationalisten. Jedoch die tiefsten und bleibendsten Eindrücke bekam der junge Charles von seinem Großvater, einem Rev. James Spurgeon, in dessen Haus er einen Teil seiner Kindheit verbrachte und der in Sprache, Geschmack und Lehre noch ganz den alten Typus des Puritaners bewahrte. Der betagte Greis hatte seine innige Freude an den spätern Erfolgen seines Enkelsohns, ließ sich aber nie bewegen, in die große Versammlung im Metropolitan Tabernakel hineinzuschauen: er sei zu alt dazu. Mein Großsohn, pflegte er zu sagen, kann besser predigen, als ich es kann; aber ein bessres Evangelium kann er nicht predigen.

Im Alter von sechzehn Jahren erlebte Charles Spurgeon seine Bekehrung in einer Primitivmethodistenkapelle zu Kolchester. Die Eltern wünschten, daß er seinem Gewissen folgen möge; so trat er zu den Baptisten über und empfing deren Taufe am 3. Mai 1850. Und, sobald er ein Glied der Kirche war, trat er auch in die aktive Arbeit ein als Predigtgehilfe an verschiednen Orten, besonders in Cambridge. Was wir Seminar- oder gar Universitätsbildung nennen, das hat Spurgeon nie genossen; aber unter der Leitung tüchtiger, treubesorgter Männer in rastloser Arbeit hat er sich doch ein reiches Wissen angeeignet, und was er den Tag über studirte, hat er abends den Bauern der Umgegend gepredigt. Bei diesem unmittelbaren Umsatz und Austausch habe er sich vortrefflich befunden, sagt Spurgeon.

Mit siebzehn Jahren übernahm er den Dienst an der benachbarten Gemeinde Waterbeach. Der Ruhm des „boypreacher“ breitete sich aus, und 1853 erhielt Spurgeon die Einladung, in der New Park-Street Kapelle im Süden Londons zu predigen. Es war das eine der ältesten Baptistenkapellen, aber die Gemeinde war heruntergekommen; die „leitenden Familien“ waren weggezogen, und die Diakonen wußten nicht, was anfangen mit den tausend leeren Sitzplätzen ihrer Kapelle. Spurgeon predigte; morgens war nur ein Häuflein von Zuhörern da. Den Tag über wurde es ruchbar, es sei eine ganz merkwürdige Sorte von Prediger aufgetaucht; abends war die Versammlung größer, und nach der Predigt gingen die Leute nicht weg, bis die Diakonen erklärten, daß Spurgeon die Stelle erhalte.

Es war eine schwere Zeit. Der Krimkrieg hielt die Nation in Spannung, die Cholera wütete, und der kaum zwanzigjährige Pfarrer, der eben auch um diese Zeit in die Ehe trat, kam mit der unheilvollen Seuche in recht nahe Berührung. Es folgten Zeiten tiefer Depression, aber auch wachsenden Ruhmes. Die Kapelle sollte möglichst erweitert werden. In der Zwischenzeit bezog man die großen Räume von Exeterhall. Die Massen drängten sich herbei, aber zugleich bemächtigte sich die Presse der immermehr anschwellenden Bewegung. Die Witzbolde der Weltstadt fielen über den knabenhaften Prediger her, der Punch widmete ihm seine Karikaturen; Spurgeon hat sich eine nach Bänden zählende Sammlung solcher Kunstwerke angelegt.

Da trat am 19. Oktober 1856 eine traurige Katastrophe ein. Man hatte es angezeigt erachtet, einen noch größern Raum aufzusuchen in der Musikhalle von Surrey Gardens. Zehn bis zwölftausend Menschen verschafften sich Eingang, draußen waren die Straßen noch weithin dicht besetzt. Da während des Gebets brach eine Panik aus, durch blinden Lärm hervorgerufen. Im Gedränge, das entstand, kamen sieben Personen um das Leben, achtundzwanzig andre mußten in Spitäler gebracht werden. Es läßt sich denken, wie diese Vorgänge von Gegnern ausgenutzt wurden; Spurgeon drückte die Trauer fast zu Boden. Er raffte sich wieder auf; die Gottesdienste wurden in der Musikhalle fortgesetzt, nur morgens statt abends, und die Versammlungen, in denen sich zehntausend Menschen einzufinden pflegten, waren das Wunder von London. In den Times wurde der charakteristische Vorschlag laut, der natürlich nicht zur Ausführung kam, man möge Spurgeon die St. Pauls-Kathedrale einräumen. Personen von Auszeichnung in Litteratur, Politik und Kunst kamen herbei; man konnte bei einem Gottesdienst sechzig Parlamentsmitglieder zählen. Spurgeon sagt von jenen Tagen:

Zahlreiche Bekehrungen fanden statt, manche von ganz ergreifender Art; die ganze Zeit, solange wir in Surrey Gardens Gottesdienst hielten, erfolgten beständige Beitritte zu der Gemeinde, immer neue Entdeckungen frischer Arbeitskräfte; immer wurden neue Unternehmungen ins Leben gerufen.

Die größte Versammlung, vor der Spurgeon in seinen jungen Tagen predigte, war wohl die im Krystallpalast aus Anlaß des nationalen Bußtags, der zur Zeit des indischen Aufstands gefeiert wurde, am 7. Juni 1859: es waren da 24000 Menschen beisammen.

Im Frühjahr 1861 konnte endlich die regelmäßige Arbeit

eröffnet werden in dem Metropolitan Tabernakel, dem neuen Gotteshause, das der Riesengemeinde als dauernder Mittelpunkt dienen sollte. Es faßt 6000 Personen, ohne überfüllt zu sein; oft fand noch ein weitres Tausend Zulaß. Neue Gemeindeglieder wies man ab; man suchte sie zur Bildung selbständiger Gemeinden zu veranlassen. Im Jahr 1868 bekam Spurgeon seinen Bruder als Amtsgenossen an die Seite. Die Arbeit entwickelte und organisirte sich mehr und mehr. Die Sonntagsschulen, die in Verbindung mit der Gemeinde und ihren Filialen stehen, zählen 8500 Schüler, die von 650 Lehrern unterrichtet werden; das Stockwellwaisenhaus hat sich zu einer ganzen Kolonie ausgewachsen und bedarf jetzt zu seinem Unterhalt einen monatlichen Aufwand von 1000 Pfund; die Kolportagegesellschaft hat 90 Männer in ihrem Dienst und hat im letzten Jahre Bibeln und gesunde Litteratur verbreitet mit einem Aufwand von 11000 Pfund. Besonders am Herzen lag Spurgeon immer sein Predigerseminar, das seit 1856 besteht; bis heute haben 850 Männer darin ihre Ausbildung empfangen. Es sind tote Zahlen, die wir hier bieten; aber welche Fülle von Arbeit liegt darin beschlossen! Wer einmal diese Stätten durchwandert hat, wird den Eindruck nie vergessen. Eine Menge von Hilfskräften stellten sich Spurgeon zur Verfügung; aber vornan stand doch immer er selbst, nach dem Grundsatz, den er einmal in humoristischer Weise so ausdrückte: „er glaube an ein Komitee von Dreien: er selbst die Wählerschaft, einer vom Komitee abwesend und der andre im Bett.“

Neben dieser Wirksamkeit als Prediger und Organisator entwickelte Spurgeon noch eine große litterarische Thätigkeit. Ihre Erzeugnisse sind der große praktisch-homiletische Kommentar zu den Psalmen „The treasury of David,“ 7 Bände, 1870—85, die Zeitschriften, die er herausgab: The Sword and the Trowel (Das Schwert und die Kelle) und John Ploughman's Almanar, sodann Lectures to my Students und andres. Seine Predigten wurden regelmäßig gedruckt und wanderten durch die ganze Welt. Unter den mancherlei Merkwürdigkeiten, die sein schönes Heim in Norwood barg, zeigte Spurgeon den Besuchern gern das Exemplar einer seiner eignen Predigten, das sich unter den Effekten Livingstones in Afrika nach dessen Tode gefunden hatte. Das Papier trug die Spuren der Reise, aber man konnte darauf noch die Worte lesen: „Very good. D. L.“ Livingstones Tochter hatte das Blatt Spurgeon zugestellt.

In den letzten Jahren zog Spurgeon seinen Namen zurück von der Mitgliederliste der Baptist Union und der Londoner Baptist Association. Er hielt dafür, daß die Grundlagen, auf denen man diese Vereinigungen geschlossen habe, schriftwidrig geworden seien, indem man Männer als Mitglieder zulasse, die die Lehre von einem Probezustand im Jenseits begünstigten. Es ist ja leicht verständlich bei dem Bildungsgang und der übergroßen Amtsthätigkeit Spurgeons, daß er mit dem Gange des theologischen Gedankens nicht in Fühlung war; in diesen Dingen war er mißtrauisch, pessimistisch, sah überall nur einen Niedergang. Diese sogenannte Down Grade-Kontroverse hatte die Folge, daß Spurgeon sich von Männern trennte, mit denen er seit lange zusammen gearbeitet hatte. Sie freilich wurden nie wankend in der Verehrung, mit der sie zu ihm emporschauten. Jedoch, es lautete wie ein versöhnender Abschluß, der auch auf diese Mißverständnisse noch ein verklärendes Licht wirft, wenn Spurgeon unter dem Eindruck der allgemeinen Teilnahme, die er schon voriges Jahr in seinem Leiden genießen durfte, in der letzten Ausgabe von The Sword and the Trowel noch schreibt:

Hätte jemand vor zwanzig Jahren prophezeit, daß für einen Dissentergeistlichen, und zwar einen recht ausgesprochnen, in einer Menge von Pfarrkirchen, in der Westminsterabtei wie in der St. Pauls Kathedrale werde gebetet werden, man hätte es nicht geglaubt. Aber es war so. Es wohnt in den Herzen der Christenleute viel mehr Liebe, als sie selber wissen. Das Auseinandergehen im Urteil deuten wir oft fälschlich als eine Scheidung der Herzen, und doch ist das von ferne nicht dasselbe.

So ist der Mann dahin gegangen unter der einmütigen Trauer seines Volkes. Sehen wir in die leitenden Blätter Englands, wie Times und andre, überall klingt es durch:

Spurgeon hat im Leben einer Sekte angehört, aber thatsächlich gehört er der Nation; er war ein Mann, der unserm Land und unsrer Zeit Ehre machte; ein Genius, der eine wahrhaft geistliche Macht darstellte; eine kraftvolle Potenz fürs Gute, deren Spuren nicht so bald untergehen werden.

Uns muß es von besonderm Wert sein, einen Blick in den innersten Quellpunkt dieser reich gesegneten Persönlichkeit zu werfen. Wir könnten dafür kaum eine bessre Handreichung finden, als sie Dr. Clifford bietet in seinem Nachruf (Vergl. Christian World, 4. Februar). Clifford spricht als einer von denen, die die Freundschaft Spurgeons genossen und an seiner Seite kämpften im Dienste der Londoner Baptistenkirchen. Er sagt unter anderm:

Er war ein Mann von eisernem Willen, entschlossen in der Ausnützung der Gelegenheiten und Kräfte, die das Leben bot. Der Wille sucht seine Befriedigung in seinen Erfolgen, in seinen Thaten; er zwingt, beherrscht, vollbringt... Im großen Stil zeigte er das in der Ruhe, womit er die größte Versammlung beherrschte, die je einen Prediger gehört hat über die unausforschlichen Schätze Christi, und in dem unvergleichlich praktischen Zug, den all seine Wirksamkeit an sich trug. Bei der Wiedereröffnung einer Kapelle sagte er zu mir: „Predige, um Seelen zu bekehren, und der Herr wird dich nicht enttäuschen. Wir erhalten, was wir erwarten“. Sein Auge war auf Erfolg gerichtet; wäre dieser nicht eingetroffen, er wäre ebenso betroffen gewesen, wie der Landmann, welcher pflügt und sät und keinen Herbst einernten würde. Er sah eine bestimmte Aufgabe vor sich: die Menschen zu überführen von ihrer Sünde; die Seelen zu drängen, daß sie Vergebung suchen, der gnadenreichen Herrschaft Gottes sich unterwerfen und ins Leben eingehen. Auf die Erreichung solcher Erfolge konzentrirte er die Kraft seiner Phantasie und Vernunft, seines Gefühls und Willens. Er war ein ganzer Mann für Eine Sache zur Zeit. Diese Eine Sache war die Predigt des Evangeliums, und die Zeit war immer. Die besondre Anziehungskraft des Mannes lag in seiner robusten, ausdauernden Heiligkeit (saintliness). Die Kraft, welche so reichlich in ihm wohnte, war die Kraft, die zur Gerechtigkeit, zur Rechtschaffenheit hilft. Die wahre Natürlichkeit des übernatürlichen Elements im christlichen Charakter war selten so verkörpert, wie in diesem Gottesmann.

Sein religiöses Leben war sein Ein und Alles; in der That, es wäre kaum richtig, ihn religiös zu nennen, — wie wenn Religiosität nur eine seiner Eigenschaften gewesen wäre. Er war die leibhafte Verkörperung der puritanischen Religion selbst*). Religion war sein ganzes Leben. Er konnte sagen: „Ich lebe; doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Er haßte das Eitle, den Schein, kämpfte für das Einfache, Schlichte. Von Grund aus war er zusammengesetzt aus Mannhaftigkeit, Lauterkeit, Natürlichkeit. Seine Zartheit hatte keinerlei krankhaften Anflug, sein Pathos keine Spur von Hohlheit. Seine Thränen waren die Thränen eines starken Mannes, die sich nicht zurückhalten ließen. Sein übersprudelnder Humor, nahe den Quellen des tiefsten Mitgefühls liegend, war stets gewürzt mit dem Salz der Weisheit, nie herb noch bitter, immer der entsprechende Ausdruck einer reinen, menschlichen Liebe. Bei einem Kegelspiel, im Verlauf einer Komiteesitzung oder in allgemeiner Unterhaltung konnte er ohne einen Schatten von Zwang übergehen von der muntersten Heiterkeit zu feierlicher Rede oder von ernstem Sprechen zu harmlosem Witz. Versucht, mehr denn die meisten jungen Leute, mit Schmeicheleien überhäuft, während er fast noch ein Knabe war, zu den Höhen des Ruhmes emporgehoben durch einen Sturm von Beifall, — und doch, wie treu blieb er seinen frühern Ueberzeugungen, ergeben seinen ersten Idealen; wie lauter war seine Uneigennützigkeit, wie mächtig sein Enthusiasmus für alles Menschliche! Wie tapfer war seine Seele vor den Menschen, wie demütig in der Gegenwart Gottes!

Gleich den meisten Propheten Gottes fühlte er zuweilen „die Last des Herrn“ so drückend, daß er von angstvoller Ungeduld ergriffen wurde und laut schrie, als fürchte er die Schlußkämpfe der „Kriege des Herrn.“ Nicht nur in diesen spätern Jahren, sondern weit zurück, als die Muskeln noch stark waren und die Nerven wie von Eisen, war er kühn und vernichtend in seinen Anklagen, leidenschaftlich in seinem Schmerz. Von Anfang an hatte er in sich nicht wenig von der „grimmigen Entrüstung“ Jonathan Swifts, und er stieß Drohungen aus nach rechts und nach links, gegen die Laodicäische Kälte und Halbherzigkeit, gegen die Unlauterkeit und Zaghaftigkeit in den Kirchen seiner Zeit. Schlagt eure Bilder zusammen! sagte er zu Kirchen, die von der Vergangenheit zehrten und von Tradition benebelt waren. Steht für euch selber ein! Seid wirklich, haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu!

So schildert Clifford den entschlafnen Meister und Freund. Seine Worte lassen uns das Geheimnis von Spurgeons Kraft ahnen: diese festgeschlossne Persönlichkeit, die ein reiches Maß natürlicher Begabung ganz und gar in den Dienst Christi stellt in unmittelbarer Arbeit an den Seelen. Die Krone dieser Arbeit war ihm stets die Predigt, für die er eben angelegt war wie selten ein Mensch. Dem geistgesalbten Redner stand eine

*) Dies auch in der Einseitigkeit, daß er einmal, von einer italienischen Reise heimgekehrt, in einem Vortrag gestand, er habe in den Galerien von Rom, Florenz, Paris Weniges gesehn, was der Bewunderung wert wäre; er sei auch außer stande, den Zauber der Musik zu würdigen.

spielende Leichtigkeit der Diktion, eine wunderbar klangvolle Kraft der Stimme zu Gebote. Für das, was er sagen wollte, strömten ihm Gedanken und Ausdrücke, veranschaulichende Bilder, Wendungen, Worte ganz mühelos zu; dabei stets völlige Klarheit und Deutlichkeit! Nie ein Anstoßen oder Verlieren eines Wortes! Dabei diese plastische Verdeutlichung der Umstände! Spurgeon ging so in seinem Texte auf, daß die Personen vor ihm leibten und lebten, und nun schilderte er so greifbar, daß die Ohren sich in Augen verwandelten und man mitten in die Szene hineinsah. Ebenso wenn er in treffenden, dem Leben bis ins kleinste Detail abgelauschten, charakteristischen Zügen illustrirte und Personen redend einführte (mitunter dialogisch), daß man meinen konnte, auf dem Wege zur Kirche habe er sie soeben beobachtet. Hiebei trug die frische, siegesgewisse Sicherheit je und je auch einen humoristischen Anstrich, sodaß, wenigstens früher, öfters ein unwillkürliches Lächeln durch die Reihen der Zuhörer ging, was aber später immer seltner wurde. Der übersprudelnde natürliche Witz und andres jugendlich Unreife der frühesten Periode machte in der Predigt längst einer angemessnen Würde Platz. Aber alles machte den Eindruck des Wahren und Lautern, kam so natürlich und notwendig hervor wie ein frischer Quell, geboren aus Gottes Wort, geweiht durch fleißigen Gebetsumgang mit dem Herrn.*)

Spurgeon war ein Prediger von Gottes Gnaden; als solcher konnte er seine große Gemeinde Jahrzehnte hindurch zusammenhalten in unverminderter Liebe und durfte weithin Leben wecken. C S

Zum Kampf um das preußische Volksschulgesetz

1. Entweder — Oder?

Von zwei Seiten ist uns ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß wir gegenüber dem preußischen Volksschulgesetzentwurf noch einen andern Standpunkt kennen, als das Entweder —Oder, von dem Gesetz freundlicher Seite durch die Kreuzzeitung öffentlich, von der entgegengesetzten privatim. Beide Teile haben uns des Mangels an politischem Urteil bezichtigt.

Der Vorhalt der Kreuzzeitung würde größern Eindruck auf uns machen, wenn nicht ihre eigne Haltung in der ganzen Frage so überaus abschreckend wäre. Als ein aufmerksamer und dankbarer Leser des Blattes bin ich je länger je mehr enttäuscht über die unsachliche Art, in der es gerade diesen ernsten Kampf führt. Was hat denn das Zugeständnis, daß sich „auch vom positiven Standpunkte einzelne Bedenken gegen den Entwurf machen lassen (Nr. 75)," für einen Wert, wenn niemals auf diese Bedenken ernstlich eingegangen wird? Jeder der umstrittenen Punkte müßte in gründlichster sachlicher Behandlung immer neu beleuchtet werden, so daß jeder kirchlich empfindende Christ gar nicht anders könnte, als dem Entweder dieses Standpunktes beitreten! Statt dessen ein ödes Schelten, wie in dem unglaublichen Ausfall gegen die Hallischen Professoren (Nr. 68), oder Ausgrabungen aus einem Kollegienheft Beyschlags von 1864 (Nr. 74), oder gar Gemeinheiten wie jenes Eingesandte aus „Rembrandt als Erzieher", dessen Aufnahme die Redaktion heute hoffentlich selber bedauert.**) Meint die Kreuzzeitung wirklich mit solchen Mitteln jemanden für „den Wiederaufbau der Gesellschaft im christlich-konservativen deutschen Geist" zu erwärmen, den die Zedlitzsche Vorlage an ihrem Teil mit herbeiführen soll (Nr. 75)?

Unwillkürlich wird man durch solche Blüten christlich-konservativer Journalistik an die Schattenseiten des Bündnisses

*) Vergl. F. Christlieb, in Herzogs Real-Encykl. der prot. Theol. 18, 637 f.

**) Das Eingesandt lautet wie folgt: Herr Professor Felix Dahn und Professor Kauffmann in Breslau, ebenso Herr Professor Beyschlag und Genossen in Halle haben Broschüren, Flugblätter und Resolutionen gegen das von der Regierung vorgelegte Schulgesetz losgelassen, von denen namentlich die erstere Broschüre bei Freund und Feind allgemeine Sensation erregt. Wenn Gegner über diese Auslassungen den Kopf schütteln, so empfehle ich ihnen „Rembrandt als Erzieher" 38. Aufl. S. 350, Absatz 2, Zeile 4—7 zu lesen: „Im vorigen Jahrhundert gingen Minister und Maitressen Hand in Hand zum Schaden des deutschen Volkes: In diesem Jahrhundert gehen Professoren und Juden Hand in Hand zum Schaden des deutschen Volkes." (Nr. 78)

erinnert, das in Preußen gewisse politische Kreise mit dem Christentum geschlossen haben, und man fragt sich, was besser ist, offne Feindschaft gegen das Christentum, oder diese Behandlung des Christentums als Mittel zum Zweck. Man kennt doch sehr wohl den christlichen Lebenswandel so mancher der Herren, die dem Volke gern wollen die Religion erhalten wissen; man weiß doch ein wenig von den christlichen Ueberzeugungen der Räte und Regierungsassessoren, die fleißig zur Kirche gehn, weil das Karriere macht! Es giebt ein königlich preußisches Christentum, das einem geradezu den Atem benimmt, wenn man aus gesunder kirchlicher Luft in diese Atmosphäre eintritt, und sein oberstes Kennzeichen ist, daß die Religion als politisches Machtmittel und Disziplin als die oberste Tugend der Kirche betrachtet wird. Von hier aus ergeben sich dann ganz eigentümliche Ansichten vom Werte der beiden Konfessionen, die man im Staate des großen Kurfürsten und des großen Königs für unmöglich halten sollte. Wünscht es die Kreuzzeitung, so können wir ja über dieses Kapitel mehr sagen; vielleicht sind wir gerade „in der idyllischen Abgeschiedenheit eines sächsischen Landorts" am besten dazu im stande.

Das Gesetz ist auch von der Regierung ganz vornehmlich als Kampf- und Schutzmittel gegen die Sozialdemokratie gedacht. Wir bezweifeln am wenigsten an der Person des Ministers Grafen Zedlitz, daß er damit als aufrichtiger Christ handeln will. Aber die ganze Tendenz geht doch in der Richtung, deren Ausartung wir eben gezeichnet haben. Die Sozialdemokratie ist für uns als Christen eine viel zu komplizirte Erscheinung, als daß wir einem solchen Feldzugsplan leichten Herzens zustimmen könnten. Von einem Volksschulgesetz wünschen wir, daß es zustande komme, ohne daß die Rücksicht auf die Sozialdemokratie die bestimmende und ausschlaggebende sei. Will man eine Volksschule schaffen zum Widerstande gegen die Sünden und Irrtümer des vierten Standes, was gedenkt man der Gerechtigkeit halber gegen die Sünden der Großen und Reichen zu thun, die jene zum Teil erst verschuldet haben?

Auf jeden Fall bestreiten wir der Kreuzzeitung und ihren Gesinnungsgenossen das Recht, den status confessionis zu proklamiren und von jedem entschiednen Christen die blanke Zustimmung zur fraglichen Vorlage zu fordern. Im Gegenteil möchten wir fragen, ob denn ihr, die doch auch zuweilen einen gut protestantischen Blick für die Dinge hat, bei dem auffallenden Interesse, das gerade diesem Entwurf von seiten des Zentrums entgegenkommt, nicht in ihrem evangelischen Gewissen zuweilen heimlich bange wird?

Soviel von dem Entweder. Und das Oder? Wir haben schon in vorletzter Nummer erklärt, weshalb es für uns unmöglich ist, das ganze Gesetz blind zu verwerfen. Was man inzwischen auf Seiten der Opposition zu hören bekommen hat, kann uns in der Scheu vor der Bundesgenossenschaft nur bestärken. Man denke doch einmal folgenden Worten der Kölnischen Zeitung nach:

> Wir wünschen auch dem konfessionell geschiednen Kirchen alles Gute; da sie es aber mit der Vorbereitung der Gläubigen auf ein bessres Jenseits zu thun haben, so möchten wir wünschen, daß der Staat die Sorge für die Verbesserung des Diesseits selbständig in die Hand nehme. Dabei kann ihm auch der Religionsunterricht treffliche Dienste leisten, aber wesentlich der Religionsunterricht, der die Kinder zu der Erfüllung ihrer natürlichen Pflichten in der Welt anhält. Der Kenner der historischen Entwicklung weiß, daß die Kirche selbst jederzeit unterschieden hat zwischen natürlicher Religion, die in der natürlichen Welt die Offenbarung des göttlichen Willens erkennen lehrt, und übernatürlicher Religion, die durch geheimnisvolle, aus dem Jenseits stammenden Lehren und Gebräuche für das Jenseits vorbereiten will. (Nr. 92).

Wir brauchen vor unsern Lesern über den Unsinn dieser Worte keine Silbe zu verlieren. Bezeichnend aber ist wieder die hohe Schätzung der Religion, sofern sie „den Kindern die natürlichen Pflichten in der Welt" einschärft! Ja, das finden auch die von der Kölnischen Zeitung vertretnen Kreise sehr heilsam, wenn dem Volke z. B. das siebente Gebot eingeprägt wird. Die Religion als Mittel gegen die Sozialdemokratie! So weit geht ihre Schätzung auch hier. Es ist ein Jammer.

Kurz, es ist einem evangelischen Christen, der seinem Volke den Segen der christlichen Schule erhalten wissen will, nicht so

leicht gemacht, zu dem Zedlitzschen Gesetzentwurf seine Stellung zu nehmen. Die einst darüber abzustimmen haben, werden vor die ernste Entscheidung des Entweder—Oder gestellt sein. Beim gegenwärtigen Stande der Sache ist es Pflicht einer christlich-kirchlichen Presse, das Für und Wider unbefangen und sachlich zu verhandeln, die politische Beurteilung aber andern zu überlassen. R

2. Der Dissidentenparagraph und die Geistlichen der evangelischen Landeskirche

Die Bewegung, die der in Rede stehende Entwurf in weiten, auch außerpreußischen Kreisen hervorgerufen hat, läßt es gerechtfertigt erscheinen, auch an dieser Stelle auf eine Bestimmung hinzuweisen, deren grundsätzliche Wichtigkeit bisher wohl noch nicht genügend beachtet ist. Wir meinen § 17 Absatz 4 des Entwurfes, der wörtlich lautet:

Kinder, welche nicht einer vom Staate anerkannten Religionsgesellschaft angehören, nehmen an dem Religionsunterricht der Schule teil, sofern sie nicht seitens des Regierungspräsidenten hiervon befreit werden. Diese Befreiung muß erfolgen, wenn seitens der zuständigen Organe der betreffenden Religionsgesellschaft ein bezüglicher Antrag gestellt und der Beweis erbracht wird, daß den Kindern in der ihrem Bekenntnisstande entsprechenden Form und durch einen nach der Lehre ihres Bekenntnisses vorgebildeten, auch im übrigen befähigten Lehrern Religionsunterricht erteilt wird.

Eine von sämtlichen Lehrern der Universität Halle-Wittenberg — mit zwei Ausnahmen — unterschriebene Petition spricht die Besorgnis aus, daß diese Bestimmung gläubige Dissidenten in Gewissensnot, Kindern von Ungläubigen aber wenig Nutzen, vielmehr ihnen sowie ihren Mitschülern größern Schaden bringen möchte. — Unser Wunsch geht dahin, daß die Geistlichen ebenfalls sich äußern gegen eine Maßnahme, die, wenn zum Gesetz erhoben, die bedenklichsten Folgen für die Stellung der evangelischen Geistlichkeit zu unserm Volke zeitigen würde.

Der Kultusminister Graf Zedlitz hat selbst anerkannt, daß die Dissidentenfrage ihn lange gequält habe, da der geistige Kampf auf freier Bahn ausgefochten werden müsse und nicht gegängelt werden könne durch die staatliche Autorität, und nur „der Wunsch, eine Wohlthat, die er selbst empfangen habe, den Kindern zu geben, denen keine fromme Mutter die Hände gefaltet und die niemand die Wahrheit gelehrt habe,“ sei der Vater der angefochtenen Bestimmung. Solche Worte müssen uns mit Hochachtung vor dem jetzigen Leiter des preußischen Unterrichtswesens erfüllen; aber sie dürfen uns nicht hindern, unsre gegenteilige Überzeugung offen auszusprechen.

Beachten wir, daß der Vorschlag des Ministers, wie die angeführten Worte beweisen, wesentlich nicht auf die sektirerischen Dissidenten, deren Kindern wohl die Hände gefaltet werden, sondern auf die berechnet ist, die aus der Landeskirche in das religiöse Nichts hinausgetreten sind. Ihnen dürfte es, solange der Atheismus es noch nicht zu einem religiösen Bekenntnis gebracht hat, recht schwer werden, den Nachweis zu liefern, daß ein „nach der Lehre dieses Bekenntnisses vorgebildeten Lehrer für ihre Kinder den entsprechenden Religionsunterricht erteile“; sie werden also zunächst nicht in der Lage sein, für ihre Kinder den Dispens vom Religionsunterricht der Volksschule zu erlangen.

Machen wir uns den weitern Verlauf der Dinge klar. Ein entschlossener Dissident weigert sich, sein Kind in den Unterricht zu schicken. Er wird in Ordnungsstrafe genommen, oder falls er nicht zahlen kann, mit Haft bestraft (§ 86 des Entwurfs), und zwar auf Beschluß des Ortsschulvorstandes (§ 87), dessen Vorsitzender der Ortsschulinspektor ist, das heißt in den weitaus meisten Fällen ein Geistlicher. Einen Mann, der offen erklärt: „Die von dem Pastor vertretene Lehre weise ich zurück,“ muß eben derselbe Pastor um seiner Weigerung willen polizeilich belangen lassen; wahrlich, das ist keine beneidenswerte Situation für einen evangelischen Geistlichen. — Und ob wir wohl davor sicher sind, daß nicht schließlich, bei fortgesetzter Weigerung, das Kind durch den Büttel zur Schule geführt und der Skandal noch größer wird? Wir würden uns dadurch die letzte Möglichkeit nehmen, in evangelischer, das heißt auf freie Ueberzeugung abzielender Weise auf die Widerwilligen einzuwirken.

Und wen würde der Zwang treffen? Vorwiegend Leute aus den niedern Ständen, deren Kinder eben die Volksschule besuchen; und der schreckliche, unsre Wirksamkeit so lähmende Verdacht weiter Volkskreise, die Kirche sei nur eine höhere Art von Polizeianstalt zur Zähmung der Volksmassen, würde durch solche Vorgänge neue Nahrung bekommen.

Und leider würde der Verdacht in diesem Falle zu Recht bestehen. Die Kammerverhandlungen haben deutlich darauf hingewiesen, daß der Entwurf der Staatsgewalt eine neue Waffe in dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie in die Hand geben soll; die Landeskirche soll dabei getreue Heeresfolge leisten, und zwar, wie der Dissidentenparagraph beweist, Hand in Hand mit der Polizei. Dieser Zumutung muß die evangelische Geistlichkeit mit aller Entschiedenheit entgegentreten. Wir können den Atheismus, der vielfach mit der Sozialdemokratie verquickt ist, nur mit geistlichen Waffen mit Nachdruck bekämpfen, nie und nimmer mit Hilfe der Polizeigewalt. Ein Arzt freut sich, wenn in einem kranken Gliede ein Absceß sich bildet, der ungesunde Säfte entfernt; wollen wir die ungesunden Säfte mit äußerer Gewalt in dem schwerkranken Leibe unsrer Landeskirche zurückhalten? Es ist ohnehin Schaden genug, daß der Landeskirche das Recht versagt ist, das jedem Schützen- oder Turnerbunde zusteht, offen widerstrebende Glieder von sich abzuthun — wollen wir den Schaden unheilbar machen dadurch, daß wir versuchen, mit äußerer Gewalt einzudringen in die Familien, die sich ausdrücklich von uns losgesagt haben? Das einfachste kirchliche Ehrgefühl muß uns das verbieten; wievielmehr die ernste Verwahrung, die der Herr gegen jeden Gebrauch des Schwertes in den Dingen seines Reiches einlegt.

Dann sollen wir also, so mag man einwenden, es mit ansehen, daß mitten in der Christenheit Kinder im Heidentum aufwachsen?

Wir antworten: Ja; wir müssen es darauf ankommen lassen. Ein Staat, der gesetzlich den Taufzwang aufgehoben hat, wird sich der Notwendigkeit, den Religionsunterricht für Kinder von Dissidenten fakultativ zu gestalten, ohne inneren Widerspruch nicht entziehen können. Und es ist gut so; denn ein erzwungner Katechismusunterricht wird zu allermeist ein hölzernes Schwert sein, oder — ein Gift.

Der Staat hat seine von Gott ihm gegebne Gewalt an andern Aufgaben zu erproben, um die Volkssittlichkeit zu stärken. Wenn „Sodoms Ende“ in einer Stadt wie Halle mehrere Aufführungen erlebt vor einem dichtgedrängten Publikum, daß sich obenein größtenteils aus jungen Leuten rekrutirt; wenn aus tausend Schaufenstern lüsterne Bilder uns anschauen und eine schandbare Litteratur in Liebhaberbänden und Kolportageheften ihren Weg findet in Boudoir und Dachkammern — hier mag die Polizei, durch die Zentralbehörden geschützt, kräftig eingreifen. Ein Trunksuchtsgesetz steht auf der Tagesordnung; scharfe Verordnungen gegen das schaurige Dirnen- und Zuhälterwesen sind in Sicht; die Erziehung sittlich verwahrloster Kinder wird ernst ins Auge gefaßt — diese und hundert andre Dinge geben dem Ministerium und der Volksvertretung reichliche Gelegenheit zu beweisen, daß es ihnen ernst ist um die sittliche Hebung unsres Volkes; aber das Bemühen, von Staats wegen gegen den Willen der Eltern religiös auf das heranwachsende Geschlecht wirken zu wollen, kann nicht zum Ziele führen; und die evangelische Geistlichkeit muß offen gegen das Ansinnen auftreten, bei diesem vergeblichen Bemühen Helferdienste leisten zu sollen, die unsrer schönen Aufgabe, das Evangelium unter die Leute zu bringen ohne Zwang, schnurstracks widersprechen. G Bz

3. Noch einmal der Dissidentenparagraph

Unter den Bestimmungen des Zedlitzschen Entwurfs, die von protestantischer Seite bekämpft werden, ist jene über die Teilnahme von Dissidentenkindern am Religionsunterricht jedenfalls von dem Verdacht frei, daß sie auch ein Zugeständnis an die römische Partei oder Kirche sei. Beyschlag und die Hallischen Professoren, ebenso der verehrte Einsender vorstehenden Artikels protestiren gegen den Zwang, der solchen Kindern gegenüber ausgeübt werden soll, aus allgemeineren Erwägungen heraus und im Namen der uns allen teuren Gewissensfreiheit.

So sehr nun die vorstehenden Ausführungen auf mich Eindruck gemacht haben, so scheint mir doch gerade die angefochtene Bestimmung ihr gutes prinzipielles Recht für sich zu

haben. Man erweitere die Befugnisse des Regierungspräsidenten zum Dispens, damit z. B. solchen Dissidenten, die christlichen Sekten angehören, jede Nachsicht gewährt werden könne; aber man halte den Grundsatz fest, daß ein vom „Staate“ repräsentirtes christliches Volk an der religiösen Unterweisung aller in seinem Schooße aufwachsenden Kinder ein Interesse hat.

Wir im Königreich Sachsen haben in unserm Volksschulgesetz vom 26. April 1873 folgende Bestimmung:

§ 6 Abs. 4: Kinder von solchen Dissidenten, welche keiner Religionsgesellschaft angehören, haben an dem Religionsunterrichte einer anerkannten oder bestätigten Religionsgesellschaft teilzunehmen. Die Wahl der betreffenden Religionsgesellschaft steht den Erziehungspflichtigen frei, und ist von diesen die bezügliche Erklärung bei Anmeldung des Kindes zur Schule abzugeben.

Mit diesem Paragraphen ist derselbe Grundsatz zu Recht erhoben, dem auch der Zedlitzsche Entwurf folgt. Die bösen Folgen, die der Herr Vorredner befürchtet, sind nicht eingetreten. In einem besondern Falle hat das Dresdner Oberlandesgericht sich über das Verhältnis einer solchen Vorschrift zu der in unsrer sächsischen Verfassungsurkunde allen Landeseinwohnern gewährleisteten Gewissensfreiheit ausgesprochen (Urteil vom 8. Juli 1886). Es sagt da u. a.:

Die Bestimmung enthält den erziehungspflichtigen Dissidenten gegenüber nur eine Ordnungsvorschrift, keinen Glaubenszwang. Dadurch, daß die Kinder . . . in den Grundsätzen des evangelisch-lutherischen Glaubens unterrichtet werden, werden weder sie selbst noch der Vater gezwungen, jene Grundsätze für wahr zu halten, sondern es soll den Kindern durch diesen Unterricht nur Gelegenheit geboten werden, sich eine religiöse Ueberzeugung zu bilden. (Vgl. Kodex des im Königreich Sachsen geltenden Kirchen- und Schulrechts. 3. Aufl. S. 516.)

Ich bin mit dem Herrn Pastor aus der Provinz Sachsen natürlich darin vollkommen einig, daß unsre Kirche keine Zwangsmittel anwenden darf, Dissidentenkinder für den Glauben zu gewinnen, und daß sie auch den Schein hiervon fliehen muß. Aber so lange wir keine völlige Trennung der Kirche vom Staat haben, so lange der Staat eben in der Aufrichtung der christlichen Volksschule sich als ein „noch christlicher“ bekennt, wird es immer beschränkteren Geistern schwer fallen, die Freiheit zu glauben und nicht zu glauben, die wir Protestanten jedem Menschen vergönnen, zu begreifen und in dem Pastor den Pastor und den Staatsbeamten zu unterscheiden. Gleichwohl werde ich als Pastor auch unter der Herrschaft des sächsischen § 6 oder des Zedlitzschen § 17 in der Lage sein, dem Vater Dissidenten zu sagen: Dein Kind wird nicht zum Glauben gezwungen, es wird nicht durch seine Teilnahme am Religionsunterricht Glied der Religionsgesellschaft, in deren Sinne dieser Unterricht erteilt wird. Die Schule macht überhaupt kein Kind zum Glied einer Religionsgesellschaft, sie verhilft ihm nur zu einer gewissen Kenntnis vom Christentum, und zwar, weil das nicht anders möglich ist, in der Auffassung der betreffenden Kirche. Eine christliche Erziehung kann die Schule allein unter keinen Umständen ausüben; diese ist nur möglich, wo die dazu nötige Mitwirkung des Hauses stattfindet. (Eine solche Mitwirkung des Hauses fehlt leider viel öfter, als wo Dissidentenkinder in Frage kommen!) Daß aber dein Kind — so darf ich weiter zu dem Vater Dissidenten sagen — nicht durch die Schule wider deinen Willen zum Gliede unsrer Kirche gepreßt werden soll, siehst du daraus, daß niemand dich zwingt, dein Kind zum Konfirmandenunterricht und zur Konfirmation zuzulassen, oder — falls es noch nicht getauft sein sollte — taufen zu lassen.

Ein ganz positives Interesse scheint mir auch die evangelische Kirche an der fraglichen Bestimmung zu haben. Kommt sie in Wegfall, so müssen wir uns ernstlich fragen, ob die Kindertaufe noch statthaft ist. Denn dann kann es sich leicht wiederholen, daß Eltern, nachdem sie ihr Kind haben taufen lassen, aus der Kirche austreten und daß das Kind Kenntnis von dem Evangelium, auf das es getauft ist, zeitlebens nicht erhält. Es ist aber die Voraussetzung der Kindertaufe, daß der nachträgliche Taufunterricht verbürgt ist. Unsre christliche Volksschule ist der Bürge dafür, daß jedes in unserm Volke aufwachsende Kind etwas von unserm Herrn Christus und seiner Gemeinde erfährt. Würde es aber in das Belieben der Eltern gestellt, wenn sie wollen, die Wohltat einer Bekanntschaft mit der christlichen Lehre ihren Kindern zu entziehen, so dürfte die Berechtigung der Kindertaufe als einer allgemeinen Sitte und Einrichtung damit hinfällig werden.

Man sieht, die Frage ist verwickelter und greift tiefer ein, als es zunächst scheint. Unsre geschichtlich gewordne Volksschule ist eben ein Sammelpunkt der mannigfachsten kirchlichen, staatlichen und allgemein menschlichen Interessen. R

4. Zu § 18. Aus Nassau

Eine der letzten Nummern der Christlichen Welt brachte von berufener Seite eine Beurteilung des preußischen Volksschulgesetzentwurfs. In der maßvollen Weise, mit der sie neben den mancherlei Bedenken gegen einzelne Teile des Entwurfs doch auch das viele Schätzenswerte, das er darbietet, dankbar anerkannte, wird sie gewiß die vielseitige Zustimmung des Leserkreises dieses Blattes gefunden und, wie mir, so noch manchem andern zu einer festen Stellungnahme gegenüber dieser wichtigen Tagesfrage verholfen haben. Unter den Bedenken, die in dem Aufsatze besonders geltend gemacht waren, kam besonders der § 18 in Betracht, nach dem nicht bloß der von der betreffenden Religionsgesellschaft mit der Leitung des Religionsunterrichts beauftragte Geistliche das Recht hat, dem Religionsunterrichte in der Schule beizuwohnen, durch Fragen sich von den Fortschritten der Kinder zu überzeugen und nach Schluß des Unterrichts den Lehrer mit Weisungen zu versehen, sondern auch die kirchliche Oberbehörde im Einvernehmen mit dem Regierungspräsidenten einen Ortsgeistlichen ganz oder teilweise mit der Erteilung des Religionsunterrichts beauftragen kann. Da ist es den Lesern dieses Blattes vielleicht von Interesse zu erfahren, daß in einem Bezirk der preußischen Monarchie, was durch § 18 Gesetz werden soll, schon längst anerkanntes Gesetz ist, in dem Bereich des ehemaligen Herzogtums Nassau, desselben Landes, in dem durch das Schuledikt vom 24. März 1817 die Simultanschule gesetzlich organisirt worden ist, das deshalb in liberalen Kreisen als das Musterland der Schulpädagogik gepriesen wird.

In dem Generalreskript (Ad. Num. Reg. 5243), das die herzogliche Landesregierung am 28. Januar 1846 als oberste Behörde der evangelischen Kirche Nassaus an die evangelischen Dekane des Landes richtete, wird nachdem im Eingang darauf hingewiesen worden ist, daß es der Wunsch der Staatsregierung sei, den gesamten Religionsunterricht mehr als bisher unter die unmittelbare Aufsicht der Geistlichen zu stellen und diese überhaupt in ein näheres Verhältnis zur Schule zu bringen, unter anderm verordnet:

Für die Erteilung dieses Unterrichts vom 10. bis zum 14. Lebensjahr ist der Geistliche in dem ganzen Umfang seines Kirchspiels persönlich verantwortlich. Wo der evangelische Lehrer dazu qualifizirt ist, kann diesem der Unterricht teilweise oder ganz . . . . auch fernerhin übertragen werden; wo dagegen ein solcher Lehrer sich nicht findet, hat der Geistliche in seinem Wohnort diesen Unterricht in der erforderlichen Stundenzahl unweigerlich selbst zu erteilen.

Der Dekan hat bei der Kirchenvisitation sich zu überzeugen, ob der Unterricht nach dem vorgelegten Lehrplan und zweckentsprechend erteilt wird. Wahrgenommene Mängel soll er rügen und ihnen abhelfen oder sie bei der Regierung oder der (evangelisch-) bischöflichen Behörde zur Anzeige bringen. Ebenso soll der Geistliche wöchentlich die Schule besuchen und durch Zuhören und Fragen sich über den Unterricht des Lehrers orientiren.

Durch Verfügung des königlichen Konsistoriums zu Wiesbaden vom 13. September 1884 wurde diese Verfügung der ehemaligen Nassauischen Landesregierung von neuem den Geistlichen des Bezirks eingeschärft, sie persönlich verantwortlich gemacht für die Erteilung des Religionsunterrichts, jedenfalls die Uebernahme von zwei Religionsstunden an ihrem Pfarrorte, in Ermanglung eines für die Erteilung des Unterrichts qualifizirten Lehrers sogar die Uebernahme des gesamten Religionsunterrichts ihnen anbefohlen.

Eine viel deutlichere Sprache redet die Verordnung, die dem entsprechend das bischöfliche Domkapitel zu Limburg am 10. Februar 1846 (ad Num. D. C. 146) an seine Pfarrgeistlichen erließ.

Jeder Pfarrer ist, als der eigentliche Religionslehrer seiner Gemeinde, verpflichtet, den Religionsunterricht persönlich zu erteilen, und auch für diesen Teil seiner Amtswirksamkeit dem hochwürdigsten Herrn Bischof persönlich verantwortlich. Wo der Pfarrer wegen der Zahl der

Schulen oder aus andern Gründen nicht im stande ist, den Religionsunterricht in allen Schulen und Klassen persönlich zu erteilen, ist es demselben gestattet, die Beihilfe des oder der ihm beigegebenen Kapläne und der qualifizirten Lehrer in Anspruch zu nehmen. — Die Aushilfe der Lehrer darf in der Regel nur in der Sorge für das Auswendiglernen des Katechismus und der biblischen Geschichte und in dem Abhören des Auswendiggelernten bestehen. Die Gestattung einer solchen Aushilfe hat der Pfarrer durch Vermittlung des Dekans, der sich jedesmal deshalb gutachtlich zu äußern hat, bei uns nachzusuchen, worauf wir das Geeignete verfügen werden.

Soviel ich weiß, ist doch fast durchweg die Beihilfe der Lehrer von der katholischen Geistlichkeit angenommen worden. Ein Vergleich der beiden Verordnungen zeigt, in wie verschiedner Weise beide Konfessionen den Wunsch der herzoglichen Regierung auf Unterstellung des Religionsunterrichts unter die Aufsicht der Geistlichen für sich ausgenützt haben.

Während es in der evangelischen Kirche eine Ausnahme ist, wenn der Pfarrer den ganzen Religionsunterricht erteilt, soll es in der katholischen Kirche eine Ausnahme sein, wenn er nicht ausschließlich in des Geistlichen Hand ruht.

Es läßt sich aber hieraus erkennen, in welcher Art die katholische Kirche, wenn § 18 in der Fassung des Entwurfs angenommen würde, ihn in die Praxis überführen würde. Obwohl wir hier zu Lande von dieser kirchlichen Leitung des katholischen Religionsunterrichts besondre nachteilige Folgen nicht verspüren, es sich auch dann nicht begreifen ließe, wie die Regierung einen solchen Paragraphen in dem Volksschulgesetzentwurf habe aufnehmen können, so bedarf doch auch meines Erachtens § 18 einer schärferen Formulirung in der Weise, daß nur wegen dringender Gründe, wie Mangels einer zur Erteilung des Religionsunterrichts qualifizirten Lehrkraft der Pfarrer ihn in seinem ganzen Umfang übernimmt auf Antrag seiner kirchlichen Behörde.

Für Erteilung des Katechismusunterrichtes in der Oberstufe durch den Geistlichen dagegen sprechen viele Gründe, obwohl mir auch da schon mancher christliche Lehrer versichert hat, wie schwer es ihm sei, selbst diesen, wie es hier Gesetz ist, dem Pfarrer überlassen zu müssen. Ohne Grund sollte doch einem Lehrer der ganze Religionsunterricht nicht entzogen werden, weniger weil es ihn in den Augen der Leute degradirt — daran gewöhnt sich das Volk bald, die Fürsorge für den Religionsunterricht in den Händen der Geistlichen als Regel anzusehen — als weil, wie wir es in der v. S.'schen Kritik lasen, nach dem Volksschulgesetzentwurf selbst die Religion die Seele des ganzen Unterrichts sein soll. Freilich darf dann der Lehrer auch nicht als bloße Aushilfe beim Religionsunterricht fungiren, nur dazu da, Katechismus und biblische Geschichte einzupauken und abzuhören.

W — i

5. Die Privatschule

Die schwersten Bedenken hinsichtlich der Bestimmungen des Entwurfs über die Privatschule äußert eine soeben bei H. Reuther in Berlin erschienene Broschüre: Die Privatschule nach dem Entwurfe des Volksschulgesetzes. Ein Mahnwort von einem Konservativen (50 Pfennige). Die Broschüre vertritt den Standpunkt, daß der Zedlitzsche Entwurf als Ganzes in seinem Aufbau auf christlich-konservativer Grundlage mit Freuden zu begrüßen sei, sie beansprucht aber gleichwohl das volle Recht der Kritik an seinen einzelnen Bestimmungen.

Zuerst legt sie die neue Rechtslage klar, die der Entwurf durch die einschlagenden Verordnungen schaffen will. Diese wird durch folgende zwei Sätze in ganzer Schärfe charakterisirt: der Entwurf bezweckt 1. „die nahezu schrankenlose Freigabe der Privatschule, 2. die rechtliche Möglichkeit einer Beseitigung der öffentlichen Volksschule durch die Privatschule.“ Diese schrankenlose Unterrichtsfreiheit sei jedoch das Gegenteil des geltenden Rechts.

Es widerspricht der Tradition des preußischen Staates, es enthält eine unzulässige Beschränkung seiner Befugnisse und der ihm zur Erfüllung seines Berufes notwendigen Machtmittel, wenn er sich ausgewiesen sehen soll mit seinen öffentlichen Volksschulen aus denjenigen Orten, in welchen von andrer Seite die Jugenderziehung in die Hand genommen wird.

Um so bedauerlicher sei es, daß jedes erklärende Wort über die prinzipielle Bedeutung der beabsichtigten Neuregelung auch in der Begründung des Entwurfs fehle.

Das wesentlichste Interesse an einer solchen Gestaltung der Volksschule hat nach Meinung des Verfassers allein die ultramontane Partei. Dieser Behauptung widerspricht allerdings die Angabe des Ministers, daß nicht nur die Zahl der Privatschulen in der letzten Zeit zurückgegangen sei, sondern daß auch vor allem die Zahl der evangelischen Privatschulen selbst relativ eine höhere sei als die der katholischen. 69,20% aller Privatschulen besuchender Kinder sei evangelisch, nur 24,20% katholisch. Aber diese offizielle Angabe erklärt die Broschüre für „unrichtig.“ Denn während nach der amtlichen Statistik in der Provinz Sachsen nur ein katholischer Privatlehrer wirken solle, wird hier nachgewiesen, daß laut Angabe des Bonifaziusblattes (1890, Nr. 4) in den beiden Regierungsbezirken Merseburg und Magdeburg allein je 21 Privatschulen bestehen. Allerdings wird zugegeben, daß der Staat darauf sehe, daß die Privatschulen möglichst von den Gemeinden übernommen werden, aber das sei ja wiederum nur im Interesse der katholischen Kirche, die so die Mittel zur Gründung neuer Privatschulen bekomme. Denn ihr ständen durch ihre Verbindung mit den Missionsvereinen, Bonifaziusverein, Orden u. s. w. ganz bedeutende Geldmittel zu Verfügung. Und was das Lehrerpersonal anlange, so biete das Gesetz keine Handhabe, einzelnen Ordensangehörigen das Recht der Gründung von Privatschulen zu verbieten.*) Die evangelische Kirche aber könne nach ihren Prinzipien, nach ihrer Geschichte, wie auch nach ihren thatsächlichen Mitteln nicht anders, als „von einer Verdrängung der öffentlichen Schule durch die Privatschule abzusehen.“ Daher ergebe sich unschwer das Resultat, daß der Entwurf im Interesse des Ultramontanismus arbeitet.

Daher aber ist der Entwurf für einen Konservativen unannehmbar, so lange gesetzlich die Möglichkeit statuirt ist, daß die Privatschule sich an die Stelle der öffentlichen Schule setzen kann.

Die Ausführungen des Schriftchens sind so wohl begründet, daß wir sie der Beachtung unsrer Leser sehr empfehlen.

F G

6. Eine Aufgabe

Sowohl bei den Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause als auch in den Erörterungen der Presse über das preußische Volksschulgesetz sind die merkwürdigsten Aeußerungen über das Wesen und den Wert der Religion, über ihr Verhältnis zur Moral, über Religion und Konfession, über die Bedeutung und Aufgabe der Kirchen, endlich und vor allem über das Verhältnis von Staat und Kirche zur Schule und zur Volksbildung und -Erziehung überhaupt gethan worden. Und zwar von Männern der verschiedensten Stellung, Bildung, Partei und Weltanschauung. Noch mehr dergleichen Bekenntnisse sind reichlich zu erwarten.

Bei der Zurückhaltung, die viele unsrer Gebildeten heutzutage den religiösen Fragen gegenüber zu bewahren pflegen, fordert dieses ganze Material besondre Beachtung. Es wäre eine lohnende und sehr dankenswerte Aufgabe, wollte sich jemand der nicht geringen Mühe unterziehen und es einer kritischen Durchsicht würdigen. Es gälte die bemerkenswertesten Aeußerungen in Parlament und Presse zusammenzustellen und von einem gerechten, aber gut christlichen Standpunkte aus zu einem klaren Urteil über die vorgetragnen Meinungen zu helfen. Denn nur durch ein solches Verfahren, nicht durch eine Sammlung von kalter Objektivität würde vielen ein wirklicher Dienst gethan.

Diese Aufgabe könnte ja nur in einem kleinen Buche gelöst werden, doch würden wir gern unsre Spalten einem Mitarbeiter zu vorläufigen oder sich beschränkenden Veröffentlichungen zur Verfügung stellen. Was uns am meisten interessiren würde, ist eine Sammlung der laut gewordnen prinzipiellen Ansichten von Religion und Kirche.

R

*) In den Motiven heißt es allerdings: „Wenn der § 81 ausspricht, daß zur Begründung und Leitung von Unterrichtsanstalten jeder Preuße zuzulassen ist, welcher seine Befähigung der Staatsbehörde nachgewiesen hat, so sollen damit nicht die Grenzen beseitigt werden, welche durch besondre gesetzliche Vorschriften der Ordensthätigkeit gezogen sind“.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 10 der „Chronik der Christlichen Welt„

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Inseratbeilage und eine litterarische Beilage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig

Zu Konfirmationsgeschenken

empfiehlt der Verleger der Christlichen Welt deren Lesern das bei ihm erschienene Hausbuch

Geistliche Lieder

Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister.

Herausgegeben von

Konsistorialrat **H. Ahlfeld** (die Liederauswahl),

Professor **Dr. H. Kretzschmar** und **Paul Stöbe** (der musikalische Teil).

Gegen 700 Seiten Kleinoktav.

In Satin mit Goldschnitt 7 Mk.; in einfachem Einband 6 Mk.; in Atlas oder in Kalbleder 12 Mk.

Den Herausgebern dieser Sammlung schien es eine dankbare Aufgabe zu sein, für solche, die ihre Freude und ihre Erbauung in den Sängen und Klängen unsrer alten frommen Meister suchen und finden, das Schönste aus dem köstlichen Schatze unsrer evangelischen geistlichen Lieder herauszuheben und in einem handlichen Bande zu vereinigen, der sich ebensowohl für den Gebrauch des Einzelnen zum Lesen und zum Spielen am Klavier eignet, wie für mehrstimmigen Gesang, wo sich dazu Gelegenheit bietet. Diesen Zwecken ist die Einrichtung des Buches angepaßt, die Wort und Tonsatz nebeneinander stellt, außer wo bei den durchkomponierten Gesängen das Unterdrucken des Textes unter die einzelnen Stimmen des Satzes gefordert war.

Verständnis und Freude an gutem geistlichen Chorgesang sind in unsrer Zeit in immer weitere Kreise gedrungen; wie sie zu dem Streben reicherer Ausschmückung des musikalischen Teils des Gottesdienste geführt haben, so bereiten sie auch in Schul- und Hausandacht dem kunstmäßigen Gesang geistlicher Lieder wieder eine Stätte. Dem vor allem will unser Buch dienen. Möge es freundliche Aufnahme finden und dazu beitragen, den lieben, alten Klängen recht viele Häuser und Herzen zu öffnen.

Eine soeben (1892 Nr. 9) erschienene Besprechung der Gegenwart sagt über das Buch: Eine Novität von Grunow bildet die Freude jedes Bücherfreundes, denn diese reich, geschmackvoll und eigenartig ausgestatteten und inhaltlich stets bedeutsamen Werke haben auf dem deutschen litterarischen Markte kaum ihresgleichen. Auch der vorliegende Band ist einem vortrefflichen Gedanken entsprungen und befriedigt äußerlich den ästhetischen Sinn, wie er jedes fromme und beschauliche Gemüt erheben wird. Die im Gebiete der Hymnologie rühmlichst bekannten Herausgeber haben die älteren Gesang- und Choralbücher mit Verständnis benutzt, und es ist nur zu hoffen, daß diese schlichten, innigen, oft ergreifenden Weisen wieder aufleben mögen. Die besten Tonmeister unsers protestantischen Kirchenliedes, wie Händel, Bach, Schütz, Ekkard, Riedel, sind hier im Notendruck vertreten. Verdienstlich ist auch die sorgsame Rezension der Texte, wobei nach den Grundsätzen der Grunowschen Liederbücher stets auf die Quellen zurückgegangen wurde. . . . Es ist das denkbar schönste Konfirmationsgeschenk.

Besonders zu bemerken ist, daß bei allen Liedern, die nach ein und derselben Melodie gesungen werden, jedesmal ein anderer Meistersatz gegeben worden ist.

Typographisch ist die Sammlung ein kleines Meisterstück. Der Notendruck ist trotz der Zierlichkeit des Formats von vollendeter Klarheit und Schönheit, ebenso sind die Einbände mit feinem Geschmack hergestellt.

Zu beziehen ist das Buch durch alle Buchhandlungen. Sehr gern schickt es auch der Verleger zur Ansicht, und er bittet insbesondre die Herrn Geistlichen, sich damit bekannt zu machen und es bei Gelegenheit zu empfehlen. Bei Bezug von mehreren Exemplaren auf einmal tritt entsprechende Preisermäßigung ein.

Empfohlen seien auch die außerdem in demselben Verlage in ähnlicher Ausstattung erschienenen Sammlungen: **Sang und Klang**, Ein Hausschatz deutscher Lyrik; **Als der Großvater die Großmutter nahm**, Ein Liederbuch für altmodische Leute; **Balladenbuch**, die schönsten deutschen Balladen, Romanzen, Stimmen der Sage und Geschichte und poetische Erzählungen; **Vaterlandslieder**, Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts; **Citatenschatz**, Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen — sämtlich als Mustersammlungen anerkannt. Ausführliche Prospekte gratis und franko.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Entgegnung

auf die Erklärung der Akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B. betr.

Schmidt, Handbuch der Symbolik

haben wir zu erwidern, daß dem Bearbeiter des fraglichen Prospektes bei Anführung der betr. Rezension ein Fehler insofern begegnet ist, als ihm statt des von Herrn Prof. Lobstein neben Oehler zum Vergleich herangezogenen Buches von Winer versehntlich dasjenige von Kattenbusch vorgeschwebt hat, eine Verwechslung, deren Möglichkeit ihre Erklärung in dem fast gleichzeitigen Erscheinen der drei Werke von Oehler, Kattenbusch und Schmidt finden dürfte.

So bedauerlich für uns selbst dieses Versehen ist, so müssen wir uns jedoch gegen eine Aufbauschung desselben zur „Entstellung" auf das Entschiedenste verwahren, da wir in dieser Bezeichnung den Vorwurf einer Absichtlichkeit erblicken müssen, von welcher um so weniger die Rede sein kann, als das Kattenbusch'sche Lehrbuch auf **drei Bände** (ca. Mk. 30,—.) bemessen, wohl kaum von Jemanden als eine Konkurrenz des Schmidt'schen einbändigen Handbuches (9 Mk. —) angesehen werden dürfte.

Es ist ganz selbstverständlich, daß wir es als Ehrensache erachten, in allen Blättern in denen der betr. Prospekt beigelegen hat, eine entsprechende Berichtigung zu bewirken, was auch geschehen wäre, wenn Herr P. Siebeck, wie es unseres Erachtens wohl angemessener gewesen wäre, sich zuerst an uns gewendet hätte.

Berlin. H. Reuthers Verlagsbuchhandlung.
(H. Reuther u. O. Reichard.)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien:

Das Programm des Christentums

von

Henry Drummond.

Deutsche autorisierte Ausgabe.

Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnitt 2 M.

Es ist dies wieder eins jener merkwürdigen Drummondbüchlein, die den Leser fassen und festhalten von der ersten bis zur letzten Zeile, und die er nicht ohne bleibenden Eindruck aus der Hand legt.

Ausstattung wie bei den früheren Büchlein, deren erstes „Das Beste in der Welt" jetzt in 100000 Exemplaren vorliegt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Empfehlenswerte Konfirmationsgeschenke.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisekost auf den Lebensweg.

Ihren jugendlichen Schwestern dargereicht

von

Lina Walther.

Mit einem Vorwort von

D. W. Baur, Generalsuperintendenten der Rheinprovinz.

Zweite vermehrte Auflage.

VII, 192 **Seiten. — Brosch.** 2 **Mk. — Eleg. geb. m. Goldsch.** 3 **Mk.**

Inhalt: Der Einsegnungstag. — Von der Gemeinschaft mit dem Herrn. — Vom lieben Sonntag. — Unsre Arbeit für das Reich Gottes. — Selbstverleugnung. — Bescheidenheit und Genügsamkeit. — Sanftmut und Herzensstille. — Wahrhaftigkeit. — Von der christlichen Fröhlichkeit. — Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. — Unsre Stellung zu den Hausgenossen. — Wie man Tadel aufnehmen soll. — Von sogenannten kleinen übeln Angewohnheiten und Unarten. — Von der Verwaltung des irdischen Gutes. — Wie man Zeit gewinnen kann. — Was und wie man lesen soll. — Von der Wahl eines Berufes. — Von den weltlichen Vergnügungen. — Vom Gebiete der Kunst. — Ungeordnete Neigungen. — Vom Träumen. — Geselligkeit und Freundschaft. — Vom Leiden. — Vom Pilgern nach der Ewigkeit.

Von Weg und Steg.

Christliche Erzählungen

von **C. von Levetzow.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von L. Fehr. 180 Seiten brosch. Mk. 1,80, eleg. gebd. Mk. 2,50.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B.

Soeben erschien:

Zeitschrift
für
Theologie und Kirche.

In Verbindung mit

D. A. Harnack, Professor der Theologie in Berlin,
D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg,
D. J. Kaftan, Professor der Theologie in Berlin,
Lic. M. Reischle, Gymnasialprofessor in Stuttgart,
D. K. Sell, Oberkonsistorialrat u. Superintendent in Darmstadt,

herausgegeben von

D. J. Gottschick,
Professor der Theologie in Tübingen.

Jahrgang 1892. Erstes Heft.

Inhalt: **E. Haupt: Reich Gottes, Gemeinde, Kirche in ihrer Bedeutung für christliches Glauben und Lehren. — K. Marti: Das erste offizielle Bekenntnis. — R. Handmann: Christentum und Buddhismus in ihrem gegenseitigen Verhältnis.**

Preis des Heftes 2 Mark.
Jahresabonnement (Heft 1—6) nur 6 **Mark.**

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen und legt das erste Heft auf Wunsch zur Ansicht vor.

Für Passion und Ostern!

Passionspredigten.

Das Wort vom Kreuz. Passionspredigten in Beiträgen namhafter Geistlichen. Herausg. von Lic. theol. **Gustav Leonhardi.** Geh. 1 Mk.

Konfirmationsreden.

Heft II der unter dem Titel **Im Reiche der Gnade** erschienenen Sammlung von Kasualreden in Beiträgen namhafter Geistl. Hrsg. von Lic. theol. **Gustav Leonhardi.** Geh. 1 Mk.

Beicht- u. Abendmahlsreden.

bildet das III. Heft der vorstehenden Sammlung von Kasualreden. Geh. 1 Mk.

Osterpredigten.

Band II der unter dem Titel **Festpredigten** erschienenen Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Herausgeb. von Superintendent **Emil Quandt.** Geh. 3 Mk. Geb. m. G. 4 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung.

Fr. Richter in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Sozialdemokratie eine Zuchtrute Gottes.

Preis 30 Pfg.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Evangelisch-soziale

Zeitfragen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow

Erste Reihe

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung. Ein Zwiegespräch
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

Zweite Reihe

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal
„ 2. **Mayer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Kamp,** Gewerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller,** Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England

---

Soeben sind erschienen:

Weiß, Prof. Lic. Joh., **Die Predigt Jesu v. Reiche Gottes.** 1 Mk. 40 Pfg.

Spiegel, Sup. D. Bernh., **Hermann Bonnus,** erster Superintendent von Lübeck und Reformator v. Osnabrück. Nebst 14 Anlagen u. 1 Bildnis. 2. verm. Auflage 4 Mk.

Frantz, Prof. Dr. A., **Lehrbuch des Kirchenrechts.** 2. Aufl. geb. 7 Mk.

Daß schon nach 4 Jahren von diesem seiner Zeit auch in der Christlichen Welt warm begrüßten Werk eine neue verbesserte und vermehrte Auflage erscheint, beweist seine große Brauchbarkeit.

Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.